Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Sintenis, Christian Friedrich,

Syllegon oder Der Sammler edler Karakterzüge, grosser Handlungen, witziger Einfälle und wichtier Anekdoten aus der wahren Geschichte ein Bildungs- und Uebungsbuch für Kopf und Herz
Bd.: 2

Leipzig (1801)

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Germ.168(2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11090268-2

Staatl. Bibliothek
Regensburg

III, 231. 2.

Germ. 168/2

C Sintenis

Zur
königl. Bibliothek
in
Regensburg.

SBR069026494896

23

Syllegon.

oder

Der Sammler

edler Karakterzüge, grosser Handlungen, witziger Einfälle und wichtiger Anekdoten

aus der wahren Geschichte.

Ein Bildungs- und Uebungsbuch für Kopf und Herz.

von

C. F. Sintenis,

Konsistorialrath.

Zweiter Theil.

Leipzig, 1801.

bei Gerhard Fleischer.

KREISBIBLIOTHEK
REGENSBURG

61.

Stilpo, der als Philosoph so allgemeines Aufsehen erregte, daß man scharenweise aus andern philosophischen Schulen nach Megara eilte, um ihn zu hören, machte eine Reise nach Athen. Kaum ward es bekannt, daß er daselbst angelangt sey, so drängte sich Alles hinzu, den weltberühmten Mann zu sehen; sogar die Handwerksleute verliessen deshalb ihre Werkstäten. Der Neid, darüber aufgebracht, nahm, wie gewöhnlich, seine Zuflucht zur Spöttelei, und erklärte die Neugier der Athenienser nach ihm derjenigen ganz gleich, welche sie zu bezeigen pflegten, wenn ein Bär, oder ein Elefant, bei ihnen zu sehen wäre. „Man läuft dir nach, wie einem ausländischen Thiere" — hies es. Mit nichten, erwiederte er; man läuft mir nach als einem wahrhaftigen Menschen.

— Stilpo lies es also zwar gelten, daß die Athenienser nach ieder Seltenheit liefen; weil sie dann aber doch dadurch, daß sie auch nach ihm liefen, ihn auch für eine Seltenheit erklärten, so konnte er keine geschicktere Wendung nehmen, als daß er zurückgab — „ia, ia, das bin ich auch, eine menschliche Seltenheit bin ich.“ Wie? in ganz Athen ein wahrer Mensch eine ebenso seltene Erscheinung, als ein Bär und als ein Elefant? — welch eine demüthigende Abfertigung seiner Verhöhner! Die Frage ist nur, ob er selbst sich mit Recht für einen solchen wahren Menschen ausgeben konnte . . .

Megara, wo Stilpo lebte, hatte das traurige Schicksal, vom Demetrius erobert und der Plünderung Preis gegeben zu werden. Es heisst zwar, daß die Soldaten Befehl gehabt, sein Haus zu verschonen; dis sei aber wahr, oder nicht — genug, Stilpo ward so rein ausgeplündert, wie ieder Andere. Demetrius, der Ueberwinder, lies ihn alsbald auffordern, seinen gehabten Verlust nach Willkür anzugeben, damit er ihm selbigen ersetzen könnte. „Ich habe nichts verlohren, ertheilte ihm Stilpo zur Antwort; denn ich besitze nach,

wie vor, meine Vernunft und meine Erkentnisse."

Wir wollen hier nicht einmahl in Erwägung ziehen, daß die einzige Ausnahme, welche Demetrius als Sieger an ihm mit Verschonung seines Eigenthums, oder doch mit dem Anerbieten, es zu ersetzen, gemacht, schon ein ausserordentliches Zeugnis für ihn sei; man könnte immer noch sagen, daß diese Ehre ihm blos als einem weltberühmten Philosophen wiederfaren sei, und daß der siegreiche Feind sich dadurch nur auch als einen Verehrer der Philosophie, und zwar sogar unter dem Getümmel der Waffen noch, zeigen wollen. Ist derjenige aber nicht ein wahrer Mensch, der sein Habe und Gut nur in solchen Dingen setzt, welche ihm kein Soldat rauben kann? Und — diese Denkart hat Stilpo nicht etwa blos vorgegeben, sondern auch in der That bewiesen; denn er nahm durchaus keinen Ersatz für die erlittene Plünderung an. Vielmehr besorgte er bei dieser Gelegenheit blos das allgemeine Beste, und benutzte die persönliche Hochachtung, welche Demetrius so öffentlich für ihn an den Tag gelegt hatte, als ein ächter Philosoph. Er bemühete sich, ihm menschlichere Gesinnungen beizubringen, und

ihn aus einem rauhen Eroberer in einen fried-liebenden Wohlthäter seiner Unterthanen umzuschaffen. Die Philosophie that dismahl auch gute Dienste; Demetrius fand sich durch die Vorstellungen des Stilpo so bewegt, daß er einer seiner folgsamsten Schüler ward.

Mit Recht also rechnete sich Stilpo unter die wirklichen Menschen; daß er sich aber öffentlich auch einen Solchen nannte, geschah blos gelegentlich, und wird hierdurch ebenfals hinlänglich gerechtfertigt. Wenn er bei seiner Ankunft zu Athen sich im Thore gleich als einen wahrhaftigen Menschen angegeben, und dadurch den Zusammenlauf des Volks zu bewirken gesucht hätte: so wäre er von der allerkleinlichsten Eitelkeit nicht frei zu sprechen; da aber blos sein Nahme, sobald man selbigen hörte, die allgemeine Neugier daselbst nach ihm erregte, und er von neidischen Witzlingen deshalb verhöhnt ward, so war er vollkommen berechtigt, die Antwort zu geben, welche er gab. Nun war diese weder Pralerei, noch Stolz, sondern blos geäusertes Gefühl seines eigenen Werths zur Beschämung eines sehr pöbelhaften Einfalls. — —

So steht es in iedem ähnlichen Falle dem Weisen frei, sich auf seine wahre Würde zu

berufen, und dadurch denen, die ihn nidrig höhnen, edel Hohn zu sprechen.

62.

Dem grossen Mahler Zevxis machte Jemand den Vorwurf, daß er an seinen Gemählden so lange Zeit zu mahlen pflege, er versetzte darauf weiter nichts, als — dafür mahle ich auch auf lange Zeit.

Beim Zevxis traf dis zu; wie mancher Sudler aber verwendet noch so viel Zeit auf ein Gemählde, und liefert am Ende doch nichts als Sudelei! Wahr ists iedoch gewis, daß, wer ein vollkommnes und ihn lange überlebendes Gemählde liefern will, lange daran mahlen müsse. Es gilt also wohl der Satz — wer gut mahlt, mahlt lange — aber nicht umgekehrt immer — wer lange mahlt, mahlt gut.

Wem fällt hier nicht das allgemeine Arbeitssprichwort ein? Es ist aber hiermit ganz ebenso. Arbeit aller Art, die oft am längsten währt, geräth am Ende wohl am schlechtesten, ist die wandelbarste, oder wird doch bald vergessen. Gewis ists aber auch auf der andern

Seite, daß iede Arbeit, die vollkommen werden und von langer Dauer sein soll, auch lange Zeit erfordere, und nicht übereilt werden müsse. Dis ists, was alle dieienigen beherzigen sollten, welche Gutes von Belang nicht nur hinstellen, sondern auch so hinstellen wollen, daß es lange wenigstens der Vergänglichkeit trotze. Nimm dir Zeit dazu — heissts da.

Geht uns denn nicht die Natur selbst hierin mit ihrem Beispiele vor? Ist nicht auch zwischen der Dauer ihrer vollbrachten Arbeiten und zwischen der von ihr auf sie verwendeten Zeit das vollkommenste Verhältnis? Besteht nicht iedes ihrer Produkte, sei Stein, oder Pflanze, oder Thier, um so länger, ie langsamer es sich ausbildete? Und — wie geht es den Produkten, bei welchen sie etwa eine Ausnahme von der Regel macht, oder die wir ihrer Regel entrissen? Der vor hundert Andern schnell in die Höhe wachsende Mensch erreicht ebensowenig ein hohes Alter, als die Pflanze, welche wir ins Treibhaus brachten, so lange, wie ihre Schwestern, besteht, die im Freien allmählig aufwuchsen.

Auch bei iedem Gebäude, das lange dauern soll, ist es die Hauptsache, daß ein fester

Grund dazu gelegt, und daß auch dann das Haus auf selbigem fest in einander gefügt werde. Beides aber erfordert Zeit. Man unterlasse ienes, oder dieses — man unterlasse gar beides — hat man viel Mehr gebauet, als ein Kartenhaus?

Wer sich zu dem Guten, das er stiften will, Zeit nimmt, der kann auch zu rechter Zeit Alles gehörig überlegen. Ueberlegen mus und wird er gewis einmahl; nachher aber erst etwa, wenn er schon damit fertig ist? So gehts Allen, die sich dabei übereilen. Das übereilt vollbrachte gute Werk fällt vor ihren Augen noch bald wieder zusammen, und dann sehen sie erst ein, wie sie es, um ein dauerhaftes gutes Werk zu bewirken, hätten angreifen sollen!

Nimm dir Zeit dazu; so kannst du gehörig vorarbeiten — dis ist schon Viel. Nimm dir Zeit dazu; so kannst du auch noch während der Arbeit alle unerwartet eintretenden Umstände in deinen Plan aufnehmen — dis ist oft noch weit Mehr. Geh Schritt für Schritt — habe bei iedem Schritte dein Ziel im Gesichte, und thu ihn fest; du kommst dadurch zwar später, aber auch zuverlässiger, ans Ziel. Nimm ieden Ring deiner zu fertigenden Kette

in die Hand, und mache ihn an sich vollkommen — befestige alsdann einen Ring an den andern ebenso vollkommen bis auf den letzten; du brauchst dazu zwar noch einmal so viel Zeit, du lieferst dann aber auch eine unzerstörbare Kette.

63.

Calvin gehört unter die ehrwürdigsten Menschen; denn er war zum Erstaunen arbeitsam, und dabei fast bis zur Beispiellosigkeit uneigennützig. Zwei Eigenschaften, die den erhabenen Karakter ausmachen, und die, wenn sie so beisammen sind, wie hier, die Hoheit der Seele vollenden!

Die Vorsehung hatte diesen grossen Mann zu einem der ersten Werkzeuge bei der Kirchenverbesserung des sechzehnten Jahrhunderts bestimmt, und ihn dazu gar herrlich ausgerüstet. Ein hoher Scharfsinn, das treueste Gedächtnis, die Gabe, sich mitzutheilen und zu überreden, Festigkeit und Unerschütterlichkeit bei einmahl gefasten Entschlüssen waren ihm zu Theile geworden; was muste er mit diesen Ta-

lenten nicht leisten können, wenn sich Eifer für die Wahrheit damit verband! Wirklich verband sich auch dieser damit, und ergrif ihn frühzeitig. Ein älterer Freund gab ihm den Rath, die Religion aus ihren Urkunden selbst zu schöpfen; kaum hatte er angefangen, dis zu thun, so entsagte er allen menschlichen Satzungen. Sein Vater wollte ihn darauf den Rechten widmen; er kehrte aber bald zur Bibel zurück, und hielt seine besseren Ueberzeugungen nicht an sich. Dis ward die Ursache, daß er Frankreich, sein Vaterland, verlassen muste; in welchem die anhebende Glaubensverbesserung grosse Unruhen verursachte. Das Schicksal führte ihn nach Genf, wo er Luthers Rolle spielte; von Genf muste er nach Strasburg flüchten; von Strasburg rief man ihn nach Genf zurück. Da er aber nicht blos den Glauben, sondern auch die Sitten, zu verbessern suchte, so gelangte er nie zur Ruhe, und hatte unaufhörlich mit Feinden zu kämpfen.

Dessen ungeachtet arbeitete er für die Verbesserung der Kirche weit und breit, theils mittelbar durch Fertigung vieler Bücher, theils unmittelbar durch seinen Briefwechsel. Deutschland, Frankreich, England, Pohlen

nahmen an seinem Lichte Theil, und zwar, ohne daß er Reisen dahin unternahm. Durch seine Feder bewirkte er fast Alles; welche er dann auch, weil er von ihrer Kraft so ausserordentlich überzeugt ward, fast gar nicht aus der Hand legte. Man sah ihn sogar, wenn er krank war, auf seinem Bette schreiben, und nichts, als der Tod selbst, der ihn noch vor dem Greisesalter wegraffte, konnte seiner unermüdeten Thätigkeit für die Kirche ein Ende machen.

Diese sollte es aber auch nur sein, welche von seinen Arbeiten Gewinn hätte, nicht Er. Wie leicht hätte es einem Manne von solchen Verdiensten und von so ausgebreitetem Rufe sein müssen, sich in den Besitz der grössesten Reichthümer zu versetzen, ohne daß man ihn deshalb der Habsucht hätte beschuldigen können! Hatte er denn nicht auch Vorgänger genug, die es gar nicht für unanständig gehalten hatten, bei ihrer gemeinnützigen Thätigkeit auch auf sich selbst bedacht zu sein? Calvin aber wollte durchaus nicht, daß die Reinigkeit seiner Absichten bei seiner Kirchenverbesserung auch nur im geringsten bezweifelt werden könnte, und so übertrieb er fast seine Uneigennützigkeit.

Als er z. E. von Strasburg nach Genf zurückging, sollte er sein Bürgerrecht und seine Pfründe dort behalten; konnte er von den dankbaren Strasburgern dis nicht mit Anstand annehmen? Dennoch behielt er blos das Bürgerrecht bei; durch nichts aber konnte er bewogen werden, die geringsten Einkünfte weiter von daher zu ziehen, wo er nicht mehr arbeitete. Man denke hier nur an die gewöhnlichen Präbendenmänner, welche da schneiden, wo sie nie gesäet haben, um den edlen Calvin schätzen zu lernen, der, sobald er zu Strasburg nicht mehr säete, zu Strasburg auch nicht mehr schneiden wollte. —

Doch — dis ist noch das Geringste, was er that. Zu Genf war sein ganzer Gehalt hundert Thaler; dis wuste er, und ging doch nach Genf zurück. Man wird sagen, daß ein Mann, der einer Obrigkeit, welche ihm erst binnen acht und vierzig Stunden die Stadt zu räumen gebietet, und dann auf das inständigste ihn wieder einladet, nachgiebt, darauf rechnen könne, daß sie ihm die ansehnlichste Zulage machen werde; in der That hat man auch Recht darin. Folgt aber auch wohl daraus, daß Calvin darum wieder nach Graf gegangen, weil er hierauf rechnen konnte? Daß er in der

That nicht darauf gerechnet habe, ist dadurch erwiesen, daß er alle Zulage, welche man ihm geben wollte, nie annahm, sondern bei der hartnäckigsten Widersetzung dagegen bis ans Ende beharrte. Er lies es bei seinen hundert Thalern Besoldung bewenden, lebte mit der grössesten Sparsamkeit, und hinterlies seiner Familie weniger, als mancher Küster. Dreihundert Thaler am Werthe betrug sein ganzer Nachlas, worunter, wohlgemerkt, auch noch seine Bibliothek zu rechnen ist. Als ihm daher einst hinterbracht ward, daß seine Feinde ihn für geldgierig ausschrieen, erwiederte er ganz ruhig — nach meinem Tode wird sichs ausweisen.

Weg nun mit dem Wahne, als müsten wir, wenn wir Hoheit der Seele finden wollten, sie nur unter den Weisen des alten Griechenlands suchen! Hier ist Calvin, der sich mit ihnen messen darf. Mögen auch Tausende unter den Lehrern der Kirche an Arbeitsamkeit ihm nichts nachgeben; wie wenig sind derer, die ihm an Uneigennützigkeit gleichen!

64.

Es gibt Tirannen, vor welchen die ganze Menschheit zittert; aber es gibt auch einzelne Menschen, die blos durch sich selbst dergleichen Tirannen zu bändigen wissen. Einer von diesen war Pabst Leo der Erste. Zu seiner Zeit lebten Genserich, König der Vandalen, und Attila, König der Hunnen; — ein Paar Tiger in Menschengestalt, wie sie die Geschichte nur aufzuweisen hat. Roms Kaiser waren nicht vermögend, ihre Staaten gegen die reissende Wut derselben zu schützen; Leo aber vermochte dis durch eine einzige Unterredung mit ihnen. Das maiestätische Ansehen, welches ihm die Natur gegeben hatte, und das der vollkommenste Abdruck seines starken Geistes war — die Menschenkentnis, und die Redekraft, welche er sich erworben hatte — die hohe Tugend, welche dabei aus iedem seiner Blicke, wie aus iedem seiner Worte, sprach — — diese, und nichts weiter, waren es, die ihm, dem Einzelnen, die Uebermacht über ein Paar Barbaren gaben, vor deren siegreichen Heeren ganze Welttheile bebten. Wer ist nicht begierig, die Vorgänge selbst zu lesen? — —

Genserich, der sich eben zum Meister von Afrika gemacht hatte, ward von der Kaiserin Eudoxia aufgefordert, den Meuchelmord ihres Gemahls zu rächen, und nahm diese erwünschte Gelegenheit, reiche Beute zu machen, mit offenen Armen an. Er setzte sein raubsüchtiges Heer in Italien ans Land, traf nicht den geringsten Widerstand an, berennte Rom, und hatte die Schadenfreude, zu sehen, daß auch diese Stadt ihm freiwillig die Thore öfnete, und sich seiner Willkür Preis gab. Schon war er im Begrif, einzuziehen, ein allgemeines Blutbad anzurichten, und ganz Rom in einen Schutthaufen zu verwandeln, als Leo ihm entgegen kam. Wer erstaunt nicht über den kühnen Schritt des obersten Bischofs der katholischen Kirche, wenn er vollends hört, daß Genserich, als Arianer, nicht nur ein unversöhnlicher Feind dieser Kirche war, sondern auch an den katholischen Bischöfen in Afrika die unmenschlichsten Grausamkeiten ausgeübt hatte? Wer weissagt nicht dem ersten dieser Bischöfe, der sich dem vandalischen Wüterich gleichsam selbst ausliefert, ein noch weit schrecklicheres Schicksal, als den übrigen? Dennoch begab sich Leo, wie im letzten Augenblick noch, zur Rettung des Volks auf den Weg, und

Genserich, so, wie er ihn sah, machte mitten im Marsche gleich Halt. Möchte man nicht schier anfangen, an Wunder zu glauben, wenn man dis lieset? Aber — das Erhabene, welches dieser Pabst in seinem ganzen Aeuserlichen hatte, und die Maiestät der Seelengrösse, welche sein erster Blick gleich von sich strahlte, verrichteten das ganze Wunder. Der berüchtigte Henker der katholischen Bischöfe fühlte sich zu seinem eigenen Erstaunen von Ehrfurcht gegen das Oberhaupt der Kirche durchdrungen und überwältigt, empfing den heiligen Leo mit allen Aeuserungen derselben, und hörte ihn aufmerksam an. Ganz unverrichteter Sachen wieder abzuziehen war zu sehr gegen seinen Plan; dennoch versprach er, kein Blut zu Rom zu vergiessen, kein Haus daselbst anzuzünden, und die drei Hauptkirchen nicht zu berühren, und — hielt dem herzhaften Fürsprecher Wort. Er stillte blos seine Raubgier, um nicht umsonst die Reise gemacht zu haben, plünderte die Hauptstadt Italiens, und ging dann mit seiner Beute wieder zu Schiffe.

Attila kam noch über Genserich, und ward von ganz Europa die Geissel Gottes genannt. So klein er auch von Person war, so war doch sein blosser Anblick im Stande, Alles

um sich her in Schrecken zu setzen. Unbändigen Trotz kündigte sein Gang gleich an, und es war nicht anders, als fielen Blitze aus seinen Augen. So listig, als mächtig, so grausam, als kühn, spottete er iedes Widerstandes, den er antraf, achtete auch eine verlohrne Schlacht nicht, und richtete allenthalben, wohin er kam, die abscheulichste Verheerung an. Dennoch vermochte Leo noch Mehr über ihn, als über Genserich. Eben hatte er die schönsten Städte Italiens verwüstet, als man zu Rom erfur, daß er auch dahin seinen Streifzug zu machen willens sei. Der Rath versamlete sich, um zu beschliessen, was für den Kaiser zu thun sei. Daß dieser Rom gegen den Attila vertheidigen könne, schien unmöglich; daß er es verliesse und sich anderswohin für seine Person rettete, schien zu schimpflich für ihn. So ward der Ausweg getroffen, einen Gesandten an den Attila zu schikken, und ihn um Frieden gegen gewisse Aufopferungen bitten zu lassen. Man glaubte, daß Niemand hierzu geschickter sei, als Leo, und Leo nahm das bedenkliche Geschäft auf das bereitwilligste über sich. Unweit Mantua traf er den König der Hunnen an; und siehe, es ging diesem da, wie hernach dem König der Vandalen vor den Thoren Roms. So, wie er ihn sah,

ward er wie verwandelt. Der, bei dessen Anblick die ganze Welt erschrack, nur Leo nicht, fuhr bei Leo's Anblick zusammen, verlohr seine Wildheit, bezeigte ihm wahre Ehrfurcht, hörte seine männliche Rede, ohne ihn zu unterbrechen, an, und ward dadurch so erschüttert, daß er ihm auf der Stelle den Frieden zugestand, ohne von Seiten des Kaisers auch nur die geringste Aufopferung zu verlangen. Dazu versprach er, den geschlossenen Frieden unverbrüchlich zu halten, nahm wirklich seinen Rückzug sogleich über die Donau, und — kam niemals wieder herüber.

Wem schlägt das Herz bei diesen Vorgängen nicht hoch? Wer erstaunt nicht, wenn er hört, was ein einziger Mensch vermag, in dessen Aeuseres und Inneres zugleich Gott so viel Hoheit und Maiestät gelegt hat? Auf Genserich wirkte Leo Viel — auf Attila Alles. Ahmet ihm nach, ihr Männer von vorzüglicher Körperbildung und Redekraft; werdet nicht Verführer, sondern Retter. Rettet die Unschuld, wo ihr sie verlassen findet; rettet vorzüglich das allgemeine Wohl, wenn ihr es in Gefar erblicket. So that der erste Leo, und dafür schätzen wir ihn noch nach Jahrtausenden hoch.

65.

Welch einen Abstich gegen den ersten Leo machte tausend Jahre nachher der zehnte Leo! Mag dieser auch noch so eifrig die alten Manuskripte haben aufsuchen lassen — mag er noch so freigebig gegen die Gelehrten gewesen sein — er beschimpfte doch in derselben Masse den heiligen Stuhl, in welcher iener ihn zierte.

Gesetzt auch, es wäre nicht wahr, daß dieser Pabst durch seine Ausschweifungen Pabst geworden, so dürfte es doch ebensowenig wahr sein, daß er bis dahin, daß er Pabst geworden, die strengste Tugend ausgeübt. Wie? ist es denn nicht weltkundig, daß er als Pabst ein unflätiges Leben geführt? So müsten wir ia gar glauben, daß ihn die höchste Würde der Kirche erst zu einem Lasterhaften gemacht hätte! Liesse sich auch wohl etwas Schändlicheres von ihm denken? Doch, es verhalte sich mit der Entstehung seiner lüderlichen Lebensart, wie es wolle, welch ein unheiliger Leo war dieser zehnte Leo gegen den ersten! Lasset uns über diese Seite seines Karakters einen Schleier ziehen, und seine Verschwendung betrachten!

Wenn der erste Leo seine Heerde vor Plünderung zu schützen suchte, so kann man sagen,

daß der Zehnte sie selbst geplündert habe. Der ungeheure Aufwand, welchen er auf alle Arten von sinnlichen Vergnügungen machte, lies ihn seine wirklichen Unterthanen mit den drückendsten Lasten belegen, und brachte ihn auf den Einfall, den christlichen Attila zu spielen, und durch den schändlichen Handel mit Ablässen die ganze Kirche in Kontribution zu setzen. Er bestieg den päbstlichen Stuhl gleich als der ärgste Verschwender, und verlies ihn auch wieder als Solcher noch. Sein Krönungstag kostete ungeheure Geldsummen, weil der Aufzug an selbigem schlechterdings den Triumpfaufzügen des alten Roms an Pracht nichts nachgeben sollte; und als er starb, hinterlies er allein hundert solche Bediente, welche weiter nichts zu thun gehabt hatten, als daß sie ihn, wenn er durch die Stadt ging, begleiteten. Sein Nachfolger, als er hiervon hörte, entsetzte sich darüber so, daß er das Kreutz vor sich schlug.

Was glich dem männlichen Ernste und der eigenthümlichen Maiestät, womit der erste Leo iederzeit erschien? Ebenso könnte man fragen — was gleicht dem unpäbstlichen und läppischen Betragen, worin der zehnte Leo erscheint? Schickt es sich auch wohl für das Oberhaupt der Kirche, das Oberhaupt der Jägerei gleich-

sam zugleich zu sein? Dennoch verstand sich dieser Pabst besser auf die Jagd, als auf die Wissenschaften eines Geistlichen, und setzte ihrer Betreibung seine wichtigsten Geschäfte nach. Es ist empörend, zu lesen, wie kleinlich er sich noch obendrein dabei benommen. Lief die Jagd nicht glücklich ab, so durfte man kaum wagen, mit ihm zu reden, und glaubte er, daß Jemand von der Gesellschaft hieran Schuld sei, so schimpfte er auf ihn, und wenn's ein noch so vornehmer Mann war; hatte er aber mit gutem Erfolg geiagd, so konnte Jeder mit ihm machen, und von ihm verlangen, was er wollte — Alles war schön, Alles ward gewährt. Kann sich auch wohl ein verzogenes vornehmes Kind bei seinen Spielen läppischer aufführen?

Doch, dis ist bei weitem noch nicht das Aergste, was von seinem unmännlichen Betragen zu sagen ist; er war auch ein ausgelassener Liebhaber der Possenreisserei. Dieienigen, welche hierin sich vorzüglich hervorthaten, wurden von ihm ebenso geschätzt, als die grössesten Gelehrten. Es war unerträglich, bei seiner Tafel zu sein; denn die Gäste musten wetteifern, einander an lustigen Einfällen zu übertreffen. Er hatte einen Erznarrn feierlich krönen lassen, der während des Essens die albernsten Verse aus

dem Stegereife machen muste; zuweilen half er auch selbst diesem mit ein, und, wenn dann die Geselschaft über ihn noch ein herzlicheres Gelächter aufschlug, als über den Quernus, so fand er sich hoch geehrt. Sein Pallast war immer voll von Lustigmachern und Pickelheringen, die freien Zutritt zu ihm hatten; während daß es Männern, die ihm ernsthafte Vorträge zu thun hatten, äuserstschwer ward, vor ihn zu kommen. Ein Rechtschaffener, der hierüber tiefen Ingrimm empfand, gab sich deshalb dazu her, sich bei ihm als einen rechten Erznarrn anmelden zu lassen. Vorher hatte er nie vor ihn kommen können, iezt kam er gleich vor ihn. Kaum aber war er bei ihm, so legte er das angenommene Narrenansehen ab, und sagte ihm die Wahrheit über seine Vorliebe zum Narrenwesen so stark, wie sie ihm nur die Nachwelt iezt sagen mag. Wer schaudert nicht vor solchen Herabwürdigungen, wenn man sie an dem vorgeblichen Statthalter Christi erblickt? Wer möchte nicht beinahe aus sich auf den Einfall kommen, zu glauben, daß der zehnte Leo selbst diese seine Statthalterschaft unter die Possen gerechnet haben möge, die er so sehr geliebt?

In der That, wenn es ihm auch aus Has nachgesagt würde, daß er einst, als des Evan-

geliums gegen ihn Erwähnung geschehen, erwiedert habe — ia, die Fabel von Jesu Christo hat uns schon recht viel eingebracht; und ebenso, wenn es ihm auch aus Has nachgesagt würde, daß er keine Unsterblichkeit der Seele zu glauben gerathen, weil man alsdann ausgelassener leben könne — — so ist's doch erwiesen, daß er dieienigen, welche die alte Fabellehre der Heiden inne gehabt, höher geschätzt, als Männer, die in der christlichen Kirchengeschichte wohl bewandert waren. Und — braucht man Mehr von einem Pabste zu hören, um ihn für einen Spötter menschlicher Zukünfte zu halten, als den heillosen und gotteslästerlichen Unfug, welchen er durch seinen Ablaskram mit Erkaufung der Seelen aus dem Fegfeuer trieb? Zwar bahnte er hierdurch der Reformation den Weg, deren Segnungen wir iezt geniessen; dis rechtfertigt aber nicht ihn über sein begangenes Böses, sondern nur die Vorsehung über Zulassung desselben. Er selbst trägt das Brandmark, das er sich dadurch aufgedrückt hat, fort, und wir verabscheuen nun im dritten Jahrhundert den zehnten Leo ebenso noch, wie wir den ersten Leo im zweiten Jahrtausend noch hochschätzen.

66.

Es gewährt dem Verehrer der menschlichen Natur das reitzendste Vergnügen, einen und denselben herrlichen Karakterzug an verschiedenen Menschen in verschiedenen Zeitaltern und unter verschiedenen Himmelsstrichen zu finden und wiederzufinden, eine und dieselbe herrliche That von ihnen ausgeübt werden und wieder ausgeübt werden zu sehen. Alexander — Scipio — Abderama — — drei Männer, die auf gleiche Weise erhaben dachten und erhaben thaten!

Alexander, der grosse Macedonier, bekam die Gemahlin des Darius, welche von ausserordentlicher Schönheit war, mit ihrer ganzen Familie gefangen. Kaum war sie in seiner Gewalt, so war seine erste Sorge, daß ihr alle königliche Ehre wiederführe, und daß sie vor ieder Mishandlung und Beleidigung sicher wäre. Mitten in seinem Lager befand sie sich wie in dem heiligsten Tempel. Darius hielt dis für unmöglich, und beunruhigte sich darüber mehr, als über den Verlust seines Königreichs; endlich aber ward er davon überzeugt. Seine Gemahlin unterlag dem Kummer über ihre beiderseitigen Schicksale, und einer ihrer Bedienten entkam durch eine List aus Alexander Lager mit der

Nachricht von ihrem Tode zu ihm. Kaum erblickte er diesen mit zerrissenen Kleidern, so ahnete er Erzählungen von der abscheulichsten Schmach, welche den Seinigen widerfaren sein möchte. Nicht also, sprach der Bote, der Sieger behandelt sie auf das ehrenvollste, aber — die du so liebtest, ist nicht mehr. Ach, rief Darius noch iammernder aus, so hat sie also lieber sich von ihm morden lassen, als untreu werden wollen! Der Bote versicherte ihm, daß sie natürlich gestorben sei, und sezte zu seiner Beruhigung hinzu, daß Alexander neben ihrem Leichnam so geweint, wie Darius nur darneben weinen können. Dis erregte eine andere Art von Verdacht in ihm, und er kündigte dem Boten alle mögliche Martern an, wenn selbiger ihm nicht Alles sagte, was er wisse. Freimüthig bot sich dieser dazu dar, und betheuerte auf das höchste, daß Alexander die Königin bis an ihren lezten Augenblick als ein Heiligthum bewahret habe. Da glaubte Darius dem Boten, erhub seine Hände zum Himmel, und betete — „ihr Götter, zwei Bitten an euch, deren eine ihr erhören wollet! sezet mich in mein Reich wieder ein; wo nicht, so werde nie ein Anderer Herr von Asien, als dieser so rechtliche Feind, dieser so grosmüthige Ueberwinder!"

Scipio, der Afrikaner, nahm Neukarthago in Spanien ein, und bekam dadurch zugleich viel Geisseln in seine Gewalt, welche die Karthaginenser daselbst in Verwahrsam gehalten hatten. Unter diesen befand sich auch ein iunges Frauenzimmer von der vollkommensten Bildung. Scipio war noch unverheirathet, war ein iunger Mann von vier und zwanzig Jahren, und — war Sieger. Der Anblick dieser Ausserordentlichen machte ebenso ausserordentliche Eindrücke auf ihn. „Sie ist eine Braut" — sprach Jemand zu ihm. Sogleich lies er ihren Bräutigam holen, und gab sie diesem, sich selbst zu ihrer Befreiung glückwünschend, als ein ihm heiligan vertrautes Pfand zurück. Schon hatten ihre Eltern eine grosse Summe Geldes herbeigeschafft, um sie damit von ihm loszukaufen; er nahm das Geld an, und legte es zu dem Mahlschatze, welchen sie ihrem Bräutigam zubrachte. Dieser ward dadurch so gerührt, daß er alle seine Landsleute auf die Seite der Römer zog, um dem Scipio dankbar zu werden.

Abderama, ein berühmter Feldherr der Saracenen, der bis ins Herz von Frankreich drang, muste zuvor den treulosen Munuza, der auch ein saracenischer Statthalter war, bekämpfen.

Der Sieg über diesen ward ihm nicht schwer. Munuza muste fliehen, und wollte sich mit seiner Frau zu ihrem Vater retten. So sicher er sich auf dem Wege, welchen er dahin nahm, hielt, so ward er doch verfolgt und erreicht. Er wollte also lieber todt, als lebendig, gefangen sein, und stürzte sich von einem Felsen herab. Man brachte seinen Kopf und seine Wittwe zum Abderama. Nie hatte es vieleicht eine schönere Wittwe gegeben, als diese, welche nun für eine Beute des Ueberwinders galt. Abderama sah sie, bewunderte sie, und — begab sich aller Ansprüche auf sie. — —

Hier sind drei Thaten von einer Art; die Frage aber, welche unter ihnen die schönste sei, ist nicht schwer zu beantworten. Alexander hatte eine Frau vor sich, deren Mann noch lebte — Scipio blos eine Verlobte, nach der sich iedoch ihr Bräutigam sehnte; so that Scipio schon Mehr, als Alexander. Abderama aber hatte eine Wittwe vor sich, deren Mann sich noch dazu gegen ihn empört hatte; so that Abderama noch Mehr, als Scipio that.

67.

Cicero erzählt, daß der griechische Weise Carneades folgende Belehrung gegeben habe. — —

„Wenn du wüßtest, daß irgendwo eine Natter sich verborgen hätte, und gewahr würdest, daß sich Jemand dahin setzen wollte, dessen Tod dir zum Nutzen gereichte: so würdest du ruchlos handeln, wenn du ihn nicht davor warntest; ob du dis gleich ungestraft unterlassen könntest — denn wer könnte dich überführen, daß du die Natter daselbst gewust?

Wer freuet sich nicht, einen heidnischen Philosophen, so etwas sagen zu hören? Ist es nicht, als wenn man den Petrus, oder Paulus, reden hörte? — Carneades hielt es also nicht nur für strafbar, den Tod eines Feindes, oder eines uns sonst überlästigen und hinderlichen Menschen, selbst zu bewirken, sondern auch, ihn nicht zu verhindern, wenn man ihn verhindern könnte. Ein auffallenderes Beispiel davon konnte er nicht wählen, als er wählte; durch kein anderes Beispiel konnte er aber auch den feinen Unterschied zwischen recht und ungestraft stärker ins Licht setzen. Dieser Unterschied ist der Grund aller wahren Sittenlehre; welch ein Ruhm für den Carneades, daß er ihn so tief gefühlt!

Wir sollen bei unsern Handlungen nicht fragen — bekommst du auch wohl Strafe dafür? — sondern — verdientest du auch wohl Strafe dafür? Durch die Strafe, welche auf Etwas erfolgt, wird dieses ja nicht erst zu Unrecht, sondern es wird dadurch blos für Unrecht erklärt. Nun ist zwar freilich iedes Unrecht auch für Unrecht zu erklären; kann es aber eher dafür erklärt werden, als es heraus kommt? Wenn also Jemand sich nur dessen enthalten will, wofür er gestraft wird, so kann er sich Alles erlauben, sobald er es nur vollkommen im Verborgenen auszuüben weis. In der That ist auch kein Verbrechen in den Gesetzen mit noch so schweren Strafen belegt, das nicht schon ungestraft begangen worden wäre. Vieleicht sind gar mehr Verbrechen ungestraft geblieben, als gestraft worden.

Ist es denn auch so schwer, den Gesetzen gleichsam ins Gesicht Hohn zu sprechen? Kann man nicht stadt- und landkundig Böses aller Art begehen, ohne die darauf gelegte Strafe zu leiden? Man setze sich dabei nur so, daß es dem Gerichtsbeweise davon an Vollkommenheit fehle — man verstehe sich nur auf die Kunst, es bis an den Punkt blos auszuüben, wo es erst gesetzlichstrafbar wird — man gebe oft dem Bö-

sen, das man thut, nur einen andern Nahmen — — so entschlüpft man den verdienten bürgerlichen Folgen desselben. O wehe der Tugend dessen, der bei seinem Thun nur fragt, ob er dafür gestraft werde, und nicht, ob er deshalb strafbar sei!

Ja, wie viel Böses gibt es nicht, das die Gesetze gar nicht bestrafen! Setzen diese nicht nur fast durchgängig nur den gröberen Ausbrüchen der Leidenschaften Schranken? Wie mancherlei Arten von Untreue und Betrug werden im gemeinen Leben tagtäglich ausgeübt, ohne daß darüber weiter etwas gesagt wird, als daß die, welche sie ausüben, sich wohl auf ihren Vortheil verstehen! Wie viel Noth und Jammer kann Jeder, wer will, seinem Feinde machen, ohne deshalb auch nur gerichtlich belangt werden zu können! Wer bestraft die versagte Menschenliebe auf der einen Seite, und den Undank für erhaltene Unterstützung auf der andern? Gewis, man kann ein wahrer Bösewicht sein, man kann allgemein dafür bekannt sein, und es doch auch ungestraft sein. Und — so gibt es keinen abscheulicheren Grundsatz, als den, daß man Alles thun möge, was man ungestraft thun könne. Ungestraft und

Staatl. Bibliothek
Regensburg

Recht ist nicht Einerlei; wohl aber ist strafbar und Unrecht Einerlei.

O wie schön ist es doch, wenn man die Furcht vor Strafe so veredelt, daß man dabei blos auf sich selbst, als auf den Richter, blickt, der die Strafe austheilt! Selbststrafe — hätte doch Jeder Sinn für diese! Was du dir selbst nicht verzeihen kannst, wenn du es thust — worüber du vor dir selbst errörhen müßtest, wenn du es begingest — dis unterlas, die Welt möge es strafen, oder nicht! — wer nach diesem Grundsatze in ieder Lage und bei ieder Gelegenheit handelt, der wird wahrhaftiggut, — er, nur er allein.

68.

In Persien hatten es die Christen unter dem Isdegerdes so gut, wie sie es sich nur wünschen konnten. Sie genossen nicht nur Schutz und Sicherheit, sondern übten auch öffentlich ihre Religion aus, und baueten Kirchen, so viel sie wollten. Die Priester der Landesreligiou sahen freilich dazu scheel, und bedienten sich aller möglichen List, die Fortpflanzung des Evangeliums

Staatl. Bibliothek Regensburg

zu verhindern; Isdegerdes aber blieb den Christen gewogen, und wäre beinahe selbst ein Christ geworden.

So standen die Sachen unter dem Bischof Maruthas; auf ihn folgte der Bischoff Abdas, und unter diesem nahmen sie eine schreckliche Wendung. Abdas, so unklug, als undankbar, vergas, daß die christliche Religion in Persien nur die geduldete sei, und wollte sie zur herrschenden machen. Ja, sein blinder Eifer ging so weit, daß er der Landesreligion auch nicht einmahl die Duldung angedeihen lassen wollte, welche sie der seinigen so gastfreundlich erwiesen hatte. Die Christen hatten mitten unter den Tempeln, wo man das Feuer anbetete, ihre Kirchen bauen dürfen, und nun sollten diese Tempel nicht einmahl mehr neben ihren Kirchen stehen dürfen. Wirklich beging Abdas die Raserei, einen derselben zu zerstören.

Die persischen Priester erwiederten nicht gleich Gewalt mit Gewalt, sondern — man höre einmahl! — beschwerten sich blos über die erlittene Schmach bei dem König. Isdegerdes, oder sein Sohn, — man höre weiter! — lies den Abdas kommen, verwies ihm blos die begangene Unthat, und verzieh sie ihm unter der

Bedingung, daß er den zerstörten Tempel wieder aufbauen lassen sollte. Konnte der unvernünftige Bischof wohl ein milderes Urtheil erhalten? Würde er, wenn seine Religion die Landesreligion gewesen, und so beschimpft worden wäre, nicht ein weit härteres gefällt haben? War's weiter von ihm etwas verlangt, als Wiedererstattung des angerichteten Schadens? und ist diese nicht jeder Mensch dem andern schuldig?

Nichtsdestoweniger schlug Abdas dem König der Perser die gerechteste aller Forderungen ab. So bestand dieser nun mit grösserem Nachdrucke darauf, und fügte die Drohung bei, daß auf den Fall der Nichterfüllung alle christliche Kirchen im Lande niedergerissen werden sollten. Wer sollte es glauben, daß Abdas dessen ungeachtet bei seiner Widersetzlichkeit beharrete? Wer sollte es vollends glauben, daß er, ob er gleich für die Christenheit das entsetzlichste Unglück dadurch anrichtete, von christlichen Geschichtschreibern doch für kronenwürdig deshalb gepriesen worden sein würde? Dennoch behauptet Theodoret, daß Abdas ebenso gottlos gehandelt haben würde, wenn er dem Feuer einen Tempel gebauet, als wenn er selbst es angebetet hätte. Guter Theodoret, du verwirrest die Begriffe.

Du würdest Recht haben, wenn Abdas zu den Tempeln, welche schon da waren, noch einen neuen gebauet hätte; so aber sollte er ienen Tempel, den er gewaltthätigerweise niderreissen lassen, nur wiederbauen. Dis war seine Schuldigkeit, wie es die Schuldigkeit iedes Räubers ist, geraubtes fremdes Eigenthum wiederzuersetzen. Er hat also schändlich gehandelt, daß er nicht so gethan; gesetzt auch, daß er den Christen nicht das geringste Unheil dadurch zugezogen hätte. Wie fürchterlichgros aber ward dieses!

Die königliche Drohung ging in Erfüllung. Nicht nur alle Kirchen wurden nidergerissen, sondern auch die Christen selbst wurden den Priestern der Landesreligion preisgegeben, und ihre Verfolgung dauerte an dreissig Jahre. Wer war hieran Schuld, als Abdas? Er hatte es gewust, mit was für neidischen Augen die Feuerpriester der Duldung zusahen, welche seiner Gemeine widerführe, und wie sie nur auf eine günstige Gelegenheit warteten, derselben unter einem guten Vorwande ein Ende zu machen; muste er ihnen diese selbst geben? Und — wenn ein grosmüthiger König, der seine Landesreligion und sich zugleich so schwer beleidigt fand, ihm noch ein Mittel darbot, die Beleidigung

wieder gutzumachen, und den Folgen derselben vorzubeugen, muste er dis verwerfen? So geschah ihm Recht, daß er der Erste ward, der unter den Händen der Feuerpriester umkam; denn er starb nicht als Märtirer, sondern als Tempelräuber.

Nach seinem Tode suchten zwar die Christen in Persien bei den Römern Hülfe, und fanden sie auch; aber sie vergassen sich hierdurch nur noch mehr, und verursachten einen der langwierigsten Kriege zwischen zwei grossen Nationen. Glücklicherweise behielten die Römer die Oberhand in selbigem; sonst hätte der Unsinn eines einzigen Bischofs vieleicht die ganze christliche Kirche ins Verderben gestürzt.

Möchte dieses Beispiel das einzige sein, welches die Christen von undankbarer Unduldsamkeit gegen Völker gegeben, die ihnen mit ihrer Duldsamkeit wohlthätig zuvorkamen! Fast möchte man aber sagen, daß sie es überall nicht besser gemacht, wo man sie als ungebetene Gäste mit heidnischer Gutmüthigkeit aufnahm. Ihr erhabener Stifter würde, wenn er wiederkäme, über die höllischen Unmenschlichkeiten sich entsetzen, welche sie an ganzen unschuldigen Nationen in seinem Nahmen ausgeübt; er würde sich von

seinen Gläubigen dadurch noch weit schmählicher gekreuzigt fühlen, als von seinen Feinden einst; er würde, wenn er dann dem Tode noch einmahl unterworfen wäre, nicht von diesen erst noch einmahl getödtet werden müssen, sondern über jene sich selbst zu Tode grämen.

Wenn ihr, hatte er wohl gesagt, in ein Haus kommt, wo sie euch nach abgelegtem Grusse — Friede sei mit euch! — gastfreundlich aufnehmen, da bleibet; aber nicht — wenn ihr eine Zeitlang da seid, dann werfet die Leute zum Hause hinaus, oder störet den Hausfrieden. Ewig schade um das Christenthum! Es eignet sich ganz zur allgemeinen Völkerreligion, und wäre auch gewis schon diese längst, wenn der Geist der Dankbarkeit und der Gegenduldsamkeit gegen fremde Religionen nicht so ganz und gar von ihm gewichen wäre, und wenn es nie aufgehört hätte, sich blos durch seine Vernunftmässigkeit, durch seinen erhabenen Karakter und durch seine allbeseligenden Segnungen unter der Menschheit auszubreiten. Aber so ist der Geist des Abdas an allem Bösen Schuld; dieser ist der Geist des Elias, von welchem doch Jesus ausdrücklich sagte, daß die Christen nicht seine Kinder sein sollten.

Niemand, und wenn er die Wahrheit selbst wäre, hat das Recht, seine Meinungen denen, bei welchen er als Fremdling einkehrt, aufzudringen, oder gar über den Glauben derer, die ihm bleibende Stäte unter sich gewähren, gebieten zu wollen. Nur auf dem Wege der Ueberzeugung vom Bessern darf er ihnen beizukommen suchen; und zwar nicht seinetwegen, sondern ihrentwegen, und nur, um ihnen für die freundschaftliche Aufnahme dankbar zu werden. Wollen sie dann aber doch bei ihrem Irthum bleiben, so schränke er ihnen die Freiheit nicht ein, welche sie vor seiner Ankunft hatten, und zu deren ungestörten Behauptung sie ihn blos hätten von sich weisen dürfen, sobald er zu ihnen kam, wenn sie seine Unbescheidenheit geahndet hätten. Er sei aber versichert, daß sie, wenn er ihnen Wahrheit bringt und den sanften Weg der Ueberzeugung gelassen neben ihnen fortwandelt, nach und nach von selbst seiner Meinung werden werden. Eine solche Bekehrung gereicht der Wahrheit allein zur Ehre; mit Gewalt hingegen ist auch schon der sinnloseste Irrthum ausgebreitet worden.

69.

Man hat oft die Bemerkung gemacht, daß die Aerzte es sind, welche das unmässigste Leben führen. Vielleicht dürfte sie Mancher deshalb mit solchen Grossen vergleichen, die den Bürgern die Freiheit auf alle mögliche Weise einschränken, sich selbst aber alle mögliche Freiheit erlauben; der Vergleich passt aber nicht. Unmässigkeit schadet dem Arzte, wie Jedem, der ihm Jahrgeld gibt. Es kommt dazu, daß Aerzte vermöge ihrer Kenntnisse des menschlichen Körpers eine weit deutlichere Einsicht der traurigen Folgen der Unmässigkeit haben; so ist es ihnen um so unverzeihlicher, wenn sie die Gesetze der Mässigkeit, welche sie Andern geben, selbst übertreten, und in Uebertretung derselben wohl gar hervorstechen.

Leonicenus, der berühmte Lehrer der Arzneikunde zu Ferrara, war nicht von dieser Art; man könnte daher der Antwort, welche er auf die Frage gab, warum er so wenig sich mit Kuren abgebe, noch einen ganz besondern Sinn unterlegen. „Ich glaube, sprach er, daß ich besser thue, wenn ich die Aerzte unterweise, als wenn ich die Kranken besuche.“ Eigentlich aber wollte er freilich hiermit sagen, daß hundert

Aerzte hundertmahl mehr Kranke besuchen könnten, als einer, und daß er also der Welt nicht nützlicher werden könnte, als wenn er hundert geschickte Aerzte bildete.

Die Mässigkeit des Leonicenus in allen sinnlichen Genüssen war musterhaft, und gereichte ihm um so mehr zum Verdienste, je ein aufgeweckteres Temperament er hatte. Man sieht daraus, daß der Mensch Alles über sich vermag, sobald er will. Wie er aber hiervon ein redendes Beispiel war, so lud er auch Jeden durch den Lohn, welchen ihm seine Mässigkeit reichte, ein, in seine Fusstapfen zu treten. Er brachte sein Leben fast auf ein Jahrhundert, und, was noch weit Mehr ist, er erhielt sich bis in sein höchstes Alter bei allen Leibes und Seelenkräften. Im neunzigsten Jahre noch sah und hörte er so vollkommen, wie im dreissigsten, hatte noch völlig sein starkes Gedächtnis, und urtheilte noch über philosophische Gegenstände auf das schärfste. Im neunzigsten Jahre noch ging er ohne Kricke und ohne Stock, und trug sich im geringsten noch nicht krumm und gebeugt, ob er gleich von sehr ansehnlicher Länge war.

Leonicenus nahm gar keinen Anstand, sein hohes und glückliches Alter seiner Mässigkeit zuzueignen, und that recht daran. Was der Mensch

ist, dafür darf er sich ausgeben, und, was er sich erworben hat, das darf er sein Eigenthum nennen. In Ansehung eines hohen und glücklichen Alters ist dis sogar rathsam aus Menschenliebe; denn die Menschen würden dergleichen weit häufiger geniessen, wenn sie mässiger lebten. Es ist also nicht genug, daß sie glückliche Greise sehen, sondern diese müssen es ihnen auch, wie Leonicenus, sagen, wie sie es angefangen haben, daß sie dis wurden.

Den allertiefsten Eindruck mus es aber auf alle iunge Leute machen, wenn sie hören, daß Leonicenus von seiner zartesten Kindheit an mit der fallenden Sucht behaftet war, und daß er sich von dieser durch sein mässiges Leben befreiet habe, statt daß sonst die, welche am gesundesten geboren wurden, sie sich durch iugendliche Ausschweifungen erst zuziehen. Höret, Jünglinge, höret, und nehmets zu Herzen — bis an sein dreissigstes Jahr hatte der mässigste Leonicenus mit seinem schweren Uebel zu kämpfen, so zu kämpfen, daß er oft, wenn er wieder zu sich kam, Hand an sich legen wollte; endlich wich das Uebel der Mässigkeit; bis in sein vier und neunzigstes Jahr wuste er hernach auch nicht von der geringsten

Krankheit, und, sechs und neunzig Jahre alt, hielt er noch drei Tage vor seinem Tode eine medicinische Vorlesung. — So hoch lohnt die Mässigkeit.

Wer da sagen wollte, daß ein mässiges Leben nicht immer mit einem hohen und glücklichen Alter lohne: dem kann man getrost erwiedern, daß Mässige, welche nicht alt werden, wenn sie unmässig gelebt hätten, noch iünger gestorben sein würden. Es ist ebenso, als wenn man Beispiele von Unmässigen aufstellt, die ein sehr hohes Alter erreicht haben; wie weit hätten es diese vollends bringen können, wenn sie mässig gelebt hätten? Wie es übrigens zufällige Verletzungen und ansteckende Krankheiten gibt, welche den Mässigsten früher wegraffen: so kann sich auch zuweilen der menschliche Körper an Alles, sogar an Gift, gewöhnen, und dabei lange ausdauren. Die Mehresten aber, welche dis versuchen, sterben in der Lehre, und verwünschen sterbend ihre Unmässigkeit; dahingegen der Mässige, wenn ihn ein früher Tod wegnimmt, mit dem beruhigenden Bewustsein stirbt, daß er nicht daran Schuld sei.

„Wenn ich in meiner Jugend nicht so wild gelebt hätte, soll iüngsthin ein eisgrauer Dok-

tor der Medicin auf einer berühmten deutschen Universität vor allen seinen iungen Zuhörern gesprochen haben, so wäre ich so alt nicht geworden"... Wer kann's mit der Menschheit gut meinen, und hört nicht lieber den wackern Italiäner Leonicenus sprechen — „iunge Leute, wenn ihr mit Wahrscheinlichkeit so alt werden wollet, wie ich, so lebet auch so vernünftig, wie ich!" — ?

70.

Reverend von Bougy that sich unter den Helden Ludewigs des Vierzehnten ausserordentlich hervor. Er war ebenso sinnreich, als beherzt, und verband mit diesen beiden Eigenschaften die unerschütterlichste Treue gegen seinen König. Als daher der Hof während innerer Unruhen Paris zu verlassen sich entschlos, ward ihm der ehrenvolle Auftrag zu Theil, der Schutzengel der königlichen Personen auf ihrer Flucht zu sein. Er muste dazu erst aus Flandern berufen werden, und so, wie ihn die Königin in ihr Zimmer treten sah, rief sie aus — „da ist Bougy, nun fürchte ich mich nicht."

Bougy ward zwar für seine Verdienste belohnt, aber nicht gehörig. Die Ursache hiervon war nicht königlicher Undank, sondern seine Religion; er gehörte zu den Reformirten. Vielmehr wollte der Hof sich durch Erkenntlichkeit gegen ihn ebenso auszeichnen, wie er sich durch seine Ergebenheit gegen den Hof ausgezeichnet hatte, und erbot sich, ihn zum Marschall von Frankreich zu machen, wenn er zur katholischen Kirche übertreten würde. Da antwortete Bougy — „könnte ich mich entschliessen, meinen Gott für einen Marschallsstab zu verrathen, so würde ich für einen noch weit kleineren Preis auch meinen König verrathen können; da ich nun keines von Beiden kann, so ist mir's genug, daß man mit meinen Diensten zufriden ist, und ich freue mich, daß mich blos meine Religion am Genusse des vollkommenen Lohns derselben behindert.“

Welch eine edelmüthige Sprache! und wie gewinnt sie dadurch noch mehr, daß man sie aus dem Munde eines Kriegers hört! Ein ganzes Heer von solchen Soldaten — würde es nicht unüberwindlich sein?

Es schadet der schönen Erklärung des Bougy nichts, daß der Gott der Katholiken

auch der Gott der Reformirten ist. Allerdings ist er dis; Bougy wählte aber auch nur den Ausdruck „Gott", weil er im Gegensatze den Ausdruck „König" gebrauchen wollte. Im Grunde wollte er nur sagen — wer erst über seinen Glauben weg ist, der setzt sich auch bald über seine bürgerlichen Pflichten weg. In der That ist dieser Satz auch schon durch tausend Erfarungen bestätigt worden.

Man darf nehmlich voraussetzen, daß Bougy von der höheren Reinigkeit der Lehrmeinungen seiner Kirche überzeugt war, und daß er in der herrschenden Kirche seines Vaterlandes, zu der er übergehen sollte, Vieles fand, wovon er sich nicht überzeugen konnte. So konnte er den Uebertritt zu dieser mit Recht den höchsten Verrath nennen, den er an seinem Gewissen beginge, und so hatte er ebenfals Recht, wenn er meinte, daß, wer erst den höchsten Verrath an seinem Gewissen begehen könne, zu iedem andern noch weit fähiger sei.

Die Hauptsache bleibt aber, daß Bougy seinen Glauben gegen einen andern für einen Marschallsstab vertauschen sollte; und dis, war's, was er als die höchste Schmach für sich ansah. Daß der Hof ihm solches zumuthete,

war kein Wunder; denn dieser hielt seinen Uebertritt zur katholischen Kirche für seine wahre Bekehrung, und glaubte ihn dadurch nicht blos zum Marschall von Frankreich, sondern auch selig, zu machen. Bougy war aber dieser Meinung nicht, und so rechnete er sich's mehr zur Ehre, den Marschallsstab nicht zu bekommen, als ihn zu bekommen. Und — wenn er wirklich überzeugt gewesen wäre, daß der katholische Glaube besser wäre, als der reformirte: so würde er ihn doch nicht bei der Gelegenheit, daß er Marschall von Frankreich werden sollte, angenommen haben. Dis ist's, was wir vorzüglich beherzigen sollen.

Der Uebergang von einer Kirche zur andern darf Statt finden, sobald er aus Ueberzeugung geschieht. Wenn dis nicht so wäre, so hätten die christlichen Lehrer, welche Juden und Heiden zum Uebertritte zu ihrer Kirche bewegten, diese insgesamt zum grössesten Bösen verleitet. Wie soll man es aber einem Menschen glauben, daß sein Uebertritt zu einer andern Kirche aus Ueberzeugung geschehe, wenn solcher auf der Stelle mit grossen weltlichen Vortheilen begleitet ist? Gewis, wenn er dergleichen Vortheile dadurch aufopferte, dann möchte man es ihm eher glau-

den. Wie sehr hat sich also Jeder, der seine Religion aus wahrer Ueberzeugung zu verwechseln vorgibt, dennoch vorzusehen, daß ihm sein Wechsel nicht auf der Stelle einträglich sei! Er darf alsdann warlich seinem eigenen Herzen nicht trauen, ob die Einträglichkeit desselben nicht doch bei seinem Entschlusse zu ihm mitgewirkt habe. Wenn er recht sicher hiervor sein will, so hüte er sich sogar nachher noch Lebenslang, sehr glänzende Vortheile anzunehmen, welche ihm blos sein Religionswechsel darbietet.

Leider aber ist nichts gewisser, als daß die mehresten Uebertritte aus Kirche in Kirche nicht aus Ueberzeugung, sondern weltlicher Vortheile wegen, geschehen. Die Sache ist — man macht aus Religion überhaupt nichts, sondern schätzt ein sinnlichfrohes Leben als das höchste Gut; so vertauscht man leicht eine Religion gegen die andere, sobald man dieses in reicherer Masse sich dabei versprechen kann. Thut man so gesinnten Menschen auch wohl Unrecht, wenn man sie in Verdacht nimmt, daß sie für denselben Preis, wie ihre Glaubensweise, so auch ihre Handlungsweise, gegen eine andere vertauschten, und, wie ihre Kirche, so auch ihre Pflichten, übertreten können?

71.

Ganz das Gegenstück zum Anaxagoras war Quintilian; wie iener die Unempfindlichkeit bei dem Tode der Seinigen übertrieb, so übertrieb dieser die Empfindlichkeit dabei.

Quintilian hatte eine vortreffliche Frau, und lebte mit ihr sehr glücklich, aber nur auf kurze Zeit. Sie starb, als sie kaum neunzehn Jahre alt war, und ihr Tod setzte ihn in die äuserste Betrübnis. Doch hinterlies sie ihm zwei Söhne, durch deren Besitz er sich zu trösten suchte. In seinem fünften Lebensiahre starb auch der iüngere von diesen, und so schrumpfte seine ganze Welt gleichsam auf den älteren zusammen. Dis war ein Knabe von ausserordentlichen Anlagen, für den das Glück noch obendrein auch in der Welt schon die schönsten Anstalten machte. Ein Konsul nahm ihn als Kind an, und ein Prätor dachte ihm seine Tochter zu. So ganz geschickt, seinen Vater durch die Erwartung der schönsten Zukünfte des erlittenen häuslichen Misgeschicks vergessen zu machen, starb auch er, als er kaum zehen Jahre alt war; und nun hatte alle Fassung Quintilians ein Ende. Er gerieth so ausser sich, daß er sein bestes Werk nicht weiter bearbeiten, und Al-

les, was davon schon fertig war, ins Feuer werfen wollte.

„Welcher Vater — so sprach er nicht nur, so schrieb er, und wir lesen es noch — welcher wahre Vater würde mir es verzeihen, wenn ich nun noch weiter studiren könnte? welcher wahre Vater würde nicht eine solche Standhaftigkeit an mir verabscheuen müssen, die mir erlaubte, von meiner Stimme sogar einen andern Gebrauch zu machen, als daß ich die Götter der Grausamkeit beschuldige, oder durch mein Schicksal lieber gar beweise, daß es keine höhere Vorsehung gibt? Ich weis es besser; einen höheren Neid gibt's, der daran seine Seligkeit findet, uns arme Sterbliche zu quälen, und unsere schönsten Hofnungen zu vereiteln."

So schrieb ein Mann, der nicht nur Werke über die Redekunst verfertigte, sondern dessen Beredsamkeit auch die unwiderstehlichsten Eindrücke auf Andere machte, und dessen hinreissende Reden man sogar nachschrieb, um von ihrem Verkaufe den ansehnlichsten Gewinn zu ziehen. Ob es ihm denn gar nicht einfiel, daß er, wenn er auch an keine Vorsehung mehr glauben wolle, doch noch an die Zeit glauben müsse, welche den Schmerz über alle Verluste mildert?

Wenigstens hat diese auch an ihm ihre Allkraft bewiesen. Quintilian änderte in der Folge seinen ersten jähen Vorsatz in Ansehung seines wichtigen Werks; er setzte es fort und vollendete es. — —

Es ist guten Seelen eigen, über den Verlust der Ihrigen zu klagen; es ist ganz der Menschlichkeit angemessen, wenn sie über den ungewöhnlichfrühen Verlust derselben doppelt klagen. Ausfälle darüber aber gegen die Vorsehung würden sie sich nicht erlauben, sobald sie über Vorgänge der Art von ieher richtig denken gelernt hätten. Die Vorsehung greift nirgends, auch bei Leben und Tod nicht, ein, sondern lässet die Natur ruhig ihren Gang fortgehen; ihr Werk ist blos, am Ende Alles zum Besten zu leiten. Es sterben immer Menschen in der Blüte ihres Lebens; ob diese den Ihrigen zur Last, oder zur Wonne, waren, daran kehrt sich die Natur dabei nicht. So sterben auch immer Kinder in Menge, und die Natur fragt dabei gleichfals nicht darnach, ob sie die einzigen Kinder, und ob sie Kinder von alltäglichen, oder von ausserordentlichen Anlagen sind. Vieleicht ist vielmehr nichts natürlicher und erklärbarer, als daß ausserordentliche Kinder am ersten als Kinder sterben. Hätte Quintilian diese Vorstellun-

gen sich eigen gemacht gehabt, so würde er zwar über den frühen Tod der Seinigen als Gatte und Vater geklagt haben; er würde sich aber nicht gegen die Vorsehung vergangen haben, die damit gar nichts zu thun hatte, und ihn also auch dadurch gar nicht strafen konnte.

Ebenso ist es auch nicht zu billigen, daß man während der ersten heftigsten Trennungsschmerzen Entschliessungen von Wichtigkeit fasse. Da sie in einer sehr unzufridenen Stimmung alsdann gefasst werden: so kann es nicht anders sein, als daß sie auch den Stempel derselben, d. i. den Stempel der Menschenfeindlichkeit, tragen. Ein Glück für die Welt ist's noch, wenn dergleichen Entschliessungen nicht auch auf der Stelle ausgeführt werden; aber — sie auch nur fassen ist schon nicht recht. Die Zeit mildert allmählich den höchsten Trennungsschmerz, und dann schämt man sich ihrer. Weit besser ist's, in solchen das Gemüth zerrüttenden Lagen über keine Sache von Wichtigkeit sich entschliessen. Wie viel hätte die gelehrte Welt verlohren, wenn Quintilian aus Mismuth seine Werke vernichtet hätte!

Diejenigen, welche im vertrauten Umgange mit den Wissenschaften leben, haben daran noch ein Mittel mehr, als Andere, sich aus

der Tirannei der Trennungsschmerzen zu retten, und dürfen am wenigsten die Barmherzigkeit der Zeit erst erwarten. Zwar wird ihnen der hohe Kummer anfangs auch sogar ihre Lieblingswissenschaft verleiden; sie müssen sich aber Gewalt anthun, und die alten Geistesvergnügungen als eine Arznei betrachten, die man auch bei allem Widerwillen einnehmen mus. Eher, als sie es denken, wird dann auch der alte Hang zu selbigen wieder in ihnen erwachen, und ihre Schwermuth immer mehr in die Grenzen zurückdrängen, welche dieser die wahre Weltweisheit zeichnet. So fand Quintilian, der erst gar nicht mehr studiren wollte, am Ende doch auch im Studiren das sanfteste Labsal für die Leiden seines Herzens.

72.

„Es ist wahrscheinlich, daß Vieles geschehe, das nicht wahrscheinlich ist" — so soll ein alter Dichter, Agathon, einsmahls gesprochen haben.

„Der Ordnung ist nichts gemässer, als daß zuweilen etwas geschehe, das ganz ausser der

Ordnung ist" — so schrieb der Kirchenvater Bernhardus.

„Die Götter wirken oft wider alles menschliche Vorhersehen. Was wir gewis glaubten, geschieht nicht, und was wir für unmöglich hielten, geschieht" — so schlos Euripides mehrere seiner Schauspiele.

Wer sieht nicht, daß alle drei dasselbe sagen wollten? Wer fühlt aber auch nicht, daß es Agathon richtiger, als Bernhardus und Euripides, ausgedrückt habe? Euripides hätte die Götter aus dem Spiele lassen sollen, und Bernhardus hätte nur von Dingen reden sollen, welche menschlichen Gedanken nach ausser der Ordnung sind.

Es ist nicht nur wahrscheinlich, es ist nichts gewisser, als dieses, daß Vieles geschehe, das nicht wahrscheinlich war, oder, daß das, was wir fest erwarteten, oft nicht eintrete, hingegen das, was unmöglich schien, sich wirklich ereigne. Da ist aber gar keine Unordnung, noch weniger ein Gott, der sie anrichtet; es ist dieselbe ganz natürliche Ordnung, wie sie anderwärts ist, wo wir zugeben, daß sie wirklich sei. Alles beruhet ia doch nur darauf, daß wir uns daran erinnern, daß unser gesamtes Wissen nur ein eingeschränktes Wissen sei; unser

Wissen von dem, was geschehen und nicht geschehen, ist vieleicht das eingeschränkteste unter allem. Es ist uns unmöglich, alle Beförderungsmittel und alle Hindernisse bei irgend einer menschlichen Angelegenheit zu übersehen; wir urtheilen also blos nach den uns bekannten. Wenn nun die uns bekannten Beförderungsmittel in hoher Masse bei einander sind, so glauben wir fest, daß etwas geschehen werde; und ebenso, wenn die uns bekannten Hindernisse in hoher Masse bei einander sind, so glauben wir gleichfals fest, daß etwas nicht geschehen werde. Nun tritt in ienem Falle ein Hindernis ein, das stärker ist, als alle die Beförderungsmittel, und in diesem ein Beförderungsmittel, das stärker ist, als alle die Hindernisse; so geschieht nicht, was wir für gewis hielten, und so geschieht, was wir für unmöglich hielten. Hier ist kein Gott, der unsere Erwartung täuscht, sondern — ein Umstand. Dieser tritt aber nicht unnatürlich, sondern blos unvorhergesehen, ein. Hätten wir ihn vorhergesehen, so würden wir entgegengesetzt, und ganz so, uns das Zukünftige gedacht haben, wie es nun wirklich kommt. Es kann sein, daß wir nach der Seite nicht gehörig hinsahen, von der er zutrat; es kann aber auch

sein, daß er sich ganz ausser unserem Gesichtskreise zubereitete. Genug, er bereitete sich eben so natürlich zu, wie sich die Hülfsmittel, oder die Hindernisse, natürlich zubereiteten, welche er durch sein Uebergewicht, oder durch seine stärkere Kraft, vereitelt. Und — so geschieht das, was uns ausser aller Ordnung zu geschehen scheint, der Ordnung vollkommen gemäs; der höheren Kraft mus nehmlich die nidrigere weichen.

Seneka verstand sich darauf, diese richtigen Gedanken praktisch zu machen, und wendete sie auf Furcht und Hoffnung im menschlichen Leben an. Nichts ist auch in der That im Stande, die Menschen von Ausschweifungen in Beiden mehr zurückzuhalten, als wenn man sie an den Lehrspruch erinnert, mit welchem Euripides nach Agathons Anleitung seine Medea, seine Alceste, u. s. w., schlos. Leichtsinnige Gemüther aber könnten daraus auch Nahrung für ihren Leichtsinn nehmen, und glauben, etwas sehr Weises ihren Ermahnern und Warnern zurückzugeben, wenn sie ihnen auf ihre triftigsten Vorhalte und Vorhersagungen erwiederten — „was wir gewis glaubten, geschieht oft nicht, und was wir für unmöglich hielten, geschieht oft doch.“ Der edle Seneka mus also ja recht verstanden wer-

den. Er sprach nicht von dem, was der Mensch zu seinem Unglück thun kann, sondern von dem, was er nicht dazu thun kann. Wir sollen immer so handeln, daß wir mit Recht zu hoffen, und mit Recht nichts zu fürchten haben. Wenn wir dann aber so handeln, daß wir uns die schönste Hofnung machen dürfen: so sollen wir nicht vergessen, daß unsere Hofnung in einer Welt erfüllt werden müsse, über die wir nicht zu gebieten haben, und in der ein einziger Umstand sie vereiteln könne. Und, wenn wir so handeln, daß wir mit Recht nichts zu fürchten haben sollten, leider aber doch viel zu fürchten bekommen, so sollen wir ebenfals bedenken, daß uns diese Furcht von einer Welt gemacht werde, in der wieder ein Umstand oft über alle andere gebietet, und daß ein solcher allgebietender Umstand vieleicht schon nahe an seinem Zutritte sein und alle unsere Furcht zerstreuen könne. So ist der Weise Herr über seine Furcht, wie über seine Hofnung, und so darf er nicht über sich selbst den Kopf schütteln, wenn die Zukunft Beide für vergeblich erklärt.

73.

Attalus, König von Pergamus, erzeigte dem Philosophen Lacydes ungemein viel Hochachtung. Er lies einen Garten für ihn anlegen, um darin zu lehren, und nannte selbigen nach seinem Nahmen; dis nahm Lacydes an. Er berief ihn hernach an seinen Hof, um ihn um sich zu haben; dis schlug Lacydes aus, und lies ihm sagen, daß man die Gemählde der Könige von weitem ansehen müsse.

Attalus konnte diese Antwort nehmen, wie er wollte. Er konnte sie theils so verstehen, daß Lacydes sich aus Ehrfurcht nicht für würdig genug hielt, nahe um ihn zu sein, theils auch so, daß Lacydes seine Ehrfurcht gegen ihn zu verliehren fürchtete, wenn er ihn näher zu beobachten Gelegenheit hätte. Wie der Philosoph selbst verstanden sein wollte, ist leicht zu erachten. That er aber auch recht daran, daß er überhaupt so eine Antwort gab? Wie, wenn nun alle philosophische Köpfe so handelten, wie er, was sollte aus den Grossen und aus ihren Völkern werden? Sollen denn lauter Unphilosophen die Fürstenstühle und Königsthronen umgeben?

Daß man sich nicht an die Grossen dränge, ist sehr zu rathen; wenn man aber von ihnen gerufen wird, als Philosoph von ihnen gerufen wird, sollte man da nicht sich verpflichtet fühlen, zu ihnen zu gehen? Der Einwand, daß der Philosph in der Nähe des Königs mehr Gelegenheit habe, die königlichen Schwächen zu sehen, kann ihn nicht von dieser Pflicht befreien. Sieht man denn nicht auch die Schwächen des Philosophen, wenn man in der Nähe des Philosophen ist? Der Geselschafter des Philosophen ist aber billig genug, zu denken, daß der Philosoph ein Mensch sei, wie er, und so ist er ruhig, wenn er ihn sogar gegen die Lehren handeln sieht, welche selbiger Andern gibt. So denke auch der Philosoph, daß der König ein Mensch sei, wie er, und bereite sich auch gleich dazu, Schwächen an ihm zu sehen. Niemand sollte sich vielmehr erst weniger noch dazu bereiten müssen, als er; Niemand sollte aber auch mehr eilen, sie zu sehen, als er, weil er, wenn den königlichen Schwächen noch abzuhelfen ist, unter die Männer gehört, welche ihnen allein abhelfen können.

Sicherer stellte sich freilich Lacydes dadurch, daß er nicht an den Hof von Pergamus ging. Es war leichter für ihn, sich in der Gnade des

Attalus zu erhalten, wenn er in einer gewissen Entfernung von ihm blieb, als wenn er ihm in der Nähe lebte. Soll denn aber der wahre Philosoph nur immer für seine Sicherheit sorgen, und darüber die offenbarste Gelegenheit, Gutes von Belang stiften zu können, von sich weisen? Dieser einzige Gedanke müste schon im Stande sein, unsere guten Köpfe anderes Sinnes zu machen, welche aus demselben Grunde das Leben an den Höfen ausschlagen. Wenn aber auch ein Prinz, wie Attalus, den Philosophen zu sich beruft, so darf man auch voraussetzen, daß er selbst ein Verehrer der Philosophie sei. Mehr spricht es doch gewis für ihn und für seinen Geschmack, als wenn er berühmte Possenreisser und Lustigmacher zu sich beriefe.

Der Philosoph, wenn er am Hofe ist, vergesse übrigens nur nicht, daß er nicht auf seinem Lehrstuhle sei; so wird das Hofleben für ihn nicht so unsicher sein, wie er sichs vorstellt. Freilich, wenn er den Oberhofmeister machen will, wenn er sich recht das Ansehen gibt, den Hofton und die Hofsitten reformiren zu wollen: so wird man ihm so unangenehme Tage bereiten, daß er sich selbst bei guter Zeit wieder entfernen mus. Alsdann hat ia aber alle seine Wirksam-

keit, den Hof betreffend, ein Ende; ist es nicht besser, daß er doch lieber etwas, und so viel wirke, als er wirken kann? Derienige stimmt Andere am gewissesten um, der nicht so thut, und noch weniger davon spricht, daß er sie umstimmen wolle. Die blosse Gegenwart eines Weisen hält oft schon die Thoren in Schranken; sein ächter Witz macht, daß der Aberwitz schweigt; ein Beispiel von höherer Sittlichkeit, das er gibt, wirkt mehr, als eine Strafpredigt, die er hielte; eine Meinung, die er blos fallen lässet, wird eher angenommen, als die, welche er aufdringen will. Der Philosoph am Hofe vergebe allerdings der Wahrheit und der Tugend nichts; er sei aber dabei leutselig, und nehme Kleinigkeiten nicht höher auf, als sie werth sind. Alsdann wird ihn der Hof schätzen, wie ihn der Fürst schätzt, und seine Gegenwart daselbst wird ein wahrer Segen für das Vaterland sein.

74.

Die Geschichte erhebt den Satz zur ausgemachten Wahrheit, daß die Grossen dieienigen, welche ihnen die wichtigsten Dienste geleistet haben, hernach oft am meisten hassen. Wer fragt hier nicht, wie solches zugehe?

Wenn der geleistete Dienst in einer offenbaren Missethat bestand, so ist die Antwort leicht. Man liebt alsdann zwar die Verrätherei, aber nicht den Verräther. Daß dis allemahl aus sittlichem Gefühl herrühre, ist nicht die Folge; es kann sich auch von blosser Klugheit herschreiben. Man setze z. E. den Fall, daß ein Regent durch Hülfe Verschworner den Thron bestieg; mus er nicht mit Recht fürchten, daß die, welche das Verderben seines Vorgängers bewirken, sich noch weniger ein Gewissen daraus machen werden, auch das seinige zu bewirken, sobald sie ihren Vortheil dabei zu finden glauben? Mus er sie nicht also bei Zeiten zu entfernen, oder sie doch so zu setzen suchen, daß es ihnen an Kraft dazu gebreche? Wollte man sagen, daß er sich doch auch so gütig und dankbar gegen sie benehmen könnte, daß es ihnen an Lust dazu gebräche, und daß sie nie auf dergleichen Einfall kämen: so ist es gleichfals durch die Ge-

schichte erwiesen, daß Menschen, welche durch Verrath und Verschwörung Kronen und Zepter austheilen, in ihren Forderungen dafür unersättlich sind, und daß sie nur gar zu gern diejenigen beherrschen mögen, welche sie zu Herrschern gemacht haben.

Dergleichen Unersättlichkeit findet man dann auch oft bei Männern, welche ihren Fürsten nicht durch Missethaten, sondern durch wahre Rechtschaffenheit, sehr wichtige Dienste geleistet haben. Nicht, als wenn sie diese ihnen schon in der Absicht, und blos aus dem Grunde, geleistet hätten, daß sie dafür auf das überschwenglichste belohnt werden wollten; sondern — über lang oder kurz wandelt sie doch die Menschlichkeit an, den Werth ihrer Verdienste zu schätzen. Diesem Werthe, den die Eigenliebe noch erhöhet, gemäs, glauben sie dann auch Lohn begehren zu dürfen; der Lohn wird aber nun so gros, daß er ihnen nicht gereicht werden kann. So werden sie ungestüm, brechen in Vorwürfe aus, und machen sich dadurch an ihren Höfen selbst verhasst.

Bis hieher klingt noch Alles gut für die Grossen; Ludwig der Eilfte von Frankreich aber war einst ehrlich genug, ihren Has gegen Leute, die sich sehr um sie verdient gemacht, noch auf

eine andere Weise zu erklären. „Die Prinzen, sprach er zu einem seiner Vertrauten, lieben diejenigen mehr, welche ihnen Verbindlichkeit schuldig sind, als die, gegen die sie sich verbindlich fühlen.“ Nun, wenn ein König so etwas sagt, so kann man es wohl glauben. Ist aber das Gefühl jeder Verbindlichkeit den Grossen schon lästig, so kann ihnen das Gefühl der höchsten Verbindlichkeit allerdings auch so lästig werden, daß es sogar in Widerwillen und Has gegen die Personen übergeht, die es in ihnen erregen. Ein gewisser französischer Schriftsteller hat dis so ausgedrückt — „die Dienste, welche die Könige nicht vergelten können, machen sie gemeiniglich undankbar.“ Den Grund davon findet er darin, daß Jeder, der sich viel Verdienst um sie erworben, auch berechtigt zu sein scheine, viel von ihnen fordern zu können, und daß der, der Alles zu fordern Recht hätte, auch dann überlästig werde, wenn er Nichts fordert. Ein anderer französischer Schriftsteller sucht es noch feiner zu erklären — „wer Andern sehr grosse Verbindlichkeit schuldig ist, der fürchtet ihre Gegenwart; denn es ist ihm, als wenn ihn diese unaufhörlich zur Erkentlichkeit reitzte, und seinen Undank bei der geringsten Verzöge-

rung tadelte." Wenn sich dis wirklich so verhielte, so stände es mit allen Menschen so, und dann wär's um so weniger zu bewundern, daß die Grossen keine Ausnahme davon machten, die ohnehin an das Gefühl ihres Uebergewichts über alle Andere von Jugend auf gewöhnt sind.

In der That sprach auch Tacitus, daß die Wohlthaten überhaupt nur so lange angenehm wären, als man sie vergelten könne, daß man sie aber, wenn sie weiter, gingen, statt mit Dankbarkeit, mit Has bezahle. Und Seneka behauptete im Allgemeinen, daß die Wohlthaten Has gebären.

Wenn Aussprüche dieser Art weiter etwas sagen sollen, als daß es unter Menschen oft so hergehe — wenn sie Schutzreden für den gröbsten Undank werden sollen, als wenn dieser das Natürlichste von der Welt wäre: so könnte keine ärgere Sittenlehre gepredigt, und keine schändlichere Schmähschrift zugleich auf die menschliche Natur geschrieben werden, als diese. Gegenliebe, nicht Has für Liebe — Dank, nicht Undank, liegt in unserer Natur ursprünglich; so wär's auch nicht natürlich, sondern widernatürlich, wenn grosse Liebe grossen Has erzeugte, und wenn nicht Dank, sondern Undank, mit

der Grösse der empfangenen Gutthaten zugleich stiege. Du magst sein Grosser, oder Kleiner, Fürst oder Bürger — gib entweder nicht zu, daß Andere sich um dich hoch verdient machen, oder, wenn du es nicht für unter dir hältst, dis zuzugeben, so halts auch nicht für unter dir, selbige lebenslang für Leute zu erklären, die sich hoch um dich verdient gemacht haben. ... Ists nun aber wahr, daß die Dankbarkeit unter den Grossen so selten sei, wie leicht ist es dann einem Fürsten, sich auszuzeichnen! nur dankbar darf er sein — man höre einmahl; so ist er eine Aufsehen machende Erscheinung. Und so bestätigt sich auch hierdurch der Saz, daß Niemand es bequemer habe, in den Ruf hoher Sittlichkeit zu kommen, als die Grossen dieser Welt; weil auch iede Aeuserung blosser Alltagsgüte des Bürgers an ihnen bewundert wird.

75.

Monime von Milet gehörte unter die Weiber, welche Ursache haben, ihre Schönheit zu verwünschen. Mithridat, König von Pontus,

lernte sie nach einem Siege über die Römer kennen, ward durch ihre Reitze bezaubert, und lies nicht eher nach, bis sie die Seinige war. Gleich ausgezeichnet durch ihren Geist, als durch ihr Aeuserliches, erwarb sie sich durch die Weise, wie sie dis ward, die Bewunderung von ganz Griechenland. Weder seine Schmeicheleien, noch seine Geschenke, konnten sie bewegen, ihm zu folgen; er muste sie für seine wirkliche Gemahlin erklären, und ihr die Zeichen der königlichen Würde schicken.

Kaum aber war sie Königin von Pontus geworden, so empfing sie Veranlassung genug, sich in ihren vorigen Stand zurückzusehnen, und zu wünschen, Monime von Milet blos wieder zu sein. Durch die Hofnung eines ausserordentlichen Glücks gelockt, hatte sie nun nichts, als den äuserlichen Schein davon, und brachte ihre königlichen Tage wie eine armselige Sklavin hin. Mithridat, der Barbar, betrug sich nicht gegen sie als ein liebender Gatte, sondern als ein Despot. Um ihr schönes Vaterland und um ihre Familie hatte er sie gebracht; statt ihr nun diese Verluste durch seinen Umgang und durch andere für sie schickliche Gesellschaft zu ersetzen, schlos er sie ein, und lies sie blos als einen kostbaren Schatz bewahren. Eine immerwährende

Wache umgab sie da, die noch dazu aus einer Art von Menschen bestand, die alles menschliche Gefühl abgelegt hatten, und ihren Herrn noch an Barbarei übertrafen. Die arme Monime! was war ihr weiter übrig, als ihre Schönheit zu beweinen, welche sie auf immer um ihre Freiheit, um die schöne Natur, um allen menschlichen Umgang und um alle Freuden des Lebens gebracht? Man denke sich ihre Jugend dazu; wie unübersehbargros muste ihr ihr Elend scheinen, wenn sie noch ein langes Leben in einem solchen verwünschenswürdigen Zustande vor sich haben zu können fürchtete!

Doch — diese Furcht wenigstens war vergeblich, und ihre Schönheit, welche sie zu einer Gefangenen gemacht hatte, befreiete sie auch wieder. Mithridat, der ihr die Freiheit genommen, gab ihr auch die Freiheit zurück, blieb sich aber dabei ganz gleich, und erschien dabei als ein noch ärgerer Unmensch. Lukullus, der Römer, hatte ihn eben überwunden; so fürchtete er, daß selbiger vor allen Dingen die schöne Monime sich zueignen möchte, und gönnte dem Sieger eine so kostbare Beute nicht. Schnell schickte er daher einen seiner Verschnittenen ab, um ihm den Raub derselben noch aus den Händen zu reissen. Bachilides — so hies dieser Un-

hold — kündigte der schönen Monime ihre bevorstehende Befreiung also an: „Mich sendet König Mithridat, um dir seinen Befehl zu eröfnen, den du sogleich befolgen sollst — — wähle dir auf der Stelle eine Todesart, die dir am wenigsten schmerzhaft zu sein scheint."

Man höre, wie sich hierauf die ebenso seelengrosse, als körperschöne Gefangene benahm!!!

Mit höchster Entschlossenheit ris Monime sich das königliche Stirnband ab, knüpfte es um ihren Hals, und henkte sich daran.

Das verwünschte Band war nicht stark genug, und zerris.

„Unseliges Gewebe! auch diesen elenden Dienst gewährst du mir nicht einmal?" — mit diesen Worten warf Monime das königlich Stirnband zur Erde, trat es mit Füssen, und reichte dem Bachilides den Hals hin, daß er ihn nun abschnitte.

76.

Julius Cäsar hatte dem Ligarius, welcher gegen ihn die Waffen geführt, nach der Niderlage des Scipio das Leben geschenkt; Ligarius aber wagte es dessen ungeachtet nicht, nach Italien zurückzukehren. Seine Freunde thaten daher Alles, um ihm von Cäsarn die ausdrückliche Erlaubnis dazu auszuwirken, und waren auch schon nahe am Ziele ihrer Bemühungen, als Tubero in Gestalt eines förmlichen Anklägers gegen ihn auftrat. Plötzlich nahm die Sache des Ligarius nun die allerschlimmste Wendung, und Cäsar fasste den Entschlus, ihn auf keine Weise zu begnadigen.

Dis erfur Cicero kaum, so übernahm er die Vertheidigung seines Freundes, und hielt bei dieser Gelegenheit eine Rede, von der man nicht zu bestimmen weis, ob sie mehr an sich selbst, oder ihres Erfolgs wegen, eine Rede aller Reden genannt zu werden verdiene. Cäsarn ward von einigen seiner Freunde, die das Gewaltigliche der Redekraft des Cicero kannten, gerathen, kein Zuhörer dabei zu sein; er lies sich aber durch sie nicht abhalten, und erwiederte ihnen — „was denket ihr von mir? mein Entschlus ist einmahl gefasst und unbeweglich —

Cicero mag reden, was und wie er will; indessen wollen wir doch ein wenig den Cicero hören."

Da trat der allgewaltige Redner hin, und wirkte mit aller Kraft seines Geistes und Herzens um sich her. Cäsar hörte; Cäsar wollte sich nicht bewegen lassen, und muste sich bewegen lassen. Je länger er hörte, desto mehr ward er bewegt, und gab die unverkennbarsten Zeichen davon auf der Stelle. Man sah, wie seine Farbe sich oft veränderte, und wie sich die heftigsten Regungen des Wohlwollens in allen seinen Zügen ausdrückten. Endlich bestrich der schlaue Cicero die eitle Seite Cäsars auch auf das sanfteste, kam auf die pharsalische Schlacht, und sagte ihm darüber viel Schönes. Da lies Cäsar aus Selbstvergessenheit und aus ganz unmässiger Freude sogar die Papiere fallen, welche er in der Hand hielt, und sprach den Ligarius wider seinen Willen völlig rein und frei.

So wirkte die Redeschönheit des Cicero auf Cäsarn; nicht so die Handlungsschönheit Cäsars auf den Ligarius.

Ligarius dachte nachher gegen Cäsarn, wie vorher, und beschlos, wie er angefangen hatte. Zweimal nun von ihm begnadigt, war er doch zulezt einer von des Brutus Mitverschwornen.

Er befand sich eben krank, als dieser seiner mörderischen Hülfe gegen Cäsarn bedurfte; wer schaudert nicht vor folgendem Gespräche, das da unter Beiden vorfiel?

Brutus. O Ligarius, zu was für einer Zeit bist du krank!

Ligarius, der sich schnell aufrichtet, und ihm die Hand reicht. Brutus, wenn du Vorhabens bist, etwas dir Anständiges auszuführen, so bin ich gesund.

77.

Diejenigen, welche bei ihren Unternehmungen zum Besten des Volks auf den Beistand des Volks, oder, wenn ihnen selbige fehlschlagen, auf Volksgerechtigkeit wenigstens gegen die, die daran Schuld sind, rechnen, betrügen sich oft sehr in der Rechnung. Selbst Königen, die Volksfreunde waren, ging es so. — —

Agis, König von Lacedämon, wollte sein Reich wieder nach den Grundsätzen des Lykurg einrichten; ein Plan, bei dessen Ausführung das sogenannte Volk unsäglich gewinnen muste. Aufhebung aller Schulden z. B. und eine neue

Vertheilung der Grundstücke waren das Erste, was selbiger mit sich brachte. Kein Wunder also, daß die fetten Güterbesitzer und die Weiber, in deren Händen damals das baare Geld zu Lacedämon sich befand, Parthei gegen ihn machten; wohl aber Wunder, daß ihn das weit zahl= und faustreichere Volk dabei so verlies, daß er zulezt sich in einen Tempel flüchten muste. Doch — dis ist noch das Geringste; lasset uns weiter hören!

In dem Tempel, wo Agis seine Freistatt fand, besuchten ihn seine Freunde fleissig; auch begleiteten sie ihn, um ihn zu beschützen, wenn er aus dem Tempel ins Bad, und vom Bade zurück in den Tempel, ging. Amphares hies derienige unter ihnen, welcher hierdurch sich besonders hervorzuthun suchte. Eben dieser Amphares aber bemächtigte sich einst seiner auf dem Rückwege, und zwang ihn, statt in den Tempel, ins Gefängnis zu gehen, wo die Ephoren unverzüglich sich versamleten, um ihm sein Urtheil zu fällen. Agis benahm sich ganz so, wie es sich für ihn geziemte; er bestand darauf, daß er keineswegs habe Neuerungen einführen, sondern die Reichsverfassung nur in das alte lykurgische Gleis wieder zurückbringen wollen, und sezte hinzu, daß ihn ein so gemeinnüziges

Vorhaben, es möchte ihm auch deshalb gehen, wie es wolle, nie gereuen würde. Sogleich ward er zum Tode verurtheilt, und man befohl, ihn nach dem Richtplatze zu führen, der sich in den Ringmauern des Gefängnisses selbst befand. Niemand aber wollte diesen Befehl vollziehen, weil selbst die Feinde in so vielen Schlachten den Königen von Sparta, wenn sie sie erlegen konnten, mit Ehrfurcht ausgewichen waren, und es also für mehr, als abscheulich, gehalten ward, daß ein Spartaner selbst Hand an die Person seines Königs legte. Unterdessen stand Agesistrata, die Mutter des Agis, in Geselschaft ihrer Mutter, der Archidamia, vor dem Thore des Gefängnisses, und begehrte mit Nachdruck, daß man ihren Sohn, der als ein willkürlicher Veränderer der Reichsverfassung angeklagt wäre, seine Sache öffentlich vertheidigen lassen möge. Noch fürchtete man den Zutritt des dankbaren Volks; man eilte also um so mehr mit der Hinrichtung des Königs, und, da kein Henker sich dazu hergeben wollte, so befehligte Amphares einen seiner Vertrauten dazu.

Kaum war Agis erdrosselt, so ging Amphares heraus, und versicherte Agesistraten, daß ihrem Sohne kein Leid zugefügt werden solle; auch erlaubte er ihr und ihrer Mutter, selbigen

gleich zu sehen, wenn sie es verlangten. Beide dankten ihm dafür herzlich, und Archidamia ward zuerst tiefer hinein gelassen. So, wie sie dahin kam, wo Agis erdrosselt lag, lies er auch sie aufhenken. Nun erhielt Agesistrata die Zulassung an Ort und Stelle.

Da lag vor ihren Augen ihr Sohn langausgestreckt auf der Erde, und neben ihm schwebte langherabhangend ihre Mutter. Was that sie? Sie machte mit eigenen Händen den Körper der Mutter los, und legte ihn neben den Körper des Sohnes. Drauf küßte sie ihren Sohn noch einmahl mütterlich und sprach — du Guter, so hat dich dein zu gutes Herz ums Leben und mich in den tiefsten Kummer gebracht.

Amphares hatte sich die Schadenfreude gemacht, dabei zu sein, und die schmetternden Eindrücke zu beobachten, welche der Anblick der Leichname des Sohnes und der Mutter auf Agesistraten machen würde. Was that er, als er die zärtlicherhabene Sprache dieser Mutter und Tochter hörte, die er nicht erwartet hatte? „Warte, brüllte er; du billigst also die Bosheit deines Sohnes? es soll dir gleich gehen, wie ihm."

Wás that Agesistrate? der Henker eilte schon herbei; so reichte sie ihm ohne Entsetzen selbst den Hals hin, und rief blos noch dabei

aus — „o daß die Götter nur geben, daß alles das, was heute geschieht, dem Vaterlande zum Besten gereichen möge!"

Und — was that das spartanische Volk, als es von allen diesen Opfern hörte, welches seinetwegen gefallen wären? — Es erhub ein gräsliches Geschrei darüber, lies es aber bei dem blossen Geschrei bewenden, und gab sich wieder zufriden; ob man gleich noch obendrein wuste, daß Amphares die dreifache Unmenschlichkeit noch aus einer schändlichen Privatursache, nehmlich darum, vorzüglich ausgeübt habe, um der Agesistrate eine grosse Geldsumme nicht wieder erstatten zu dürfen, welche sie ihm geliehen hatte.

78.

Eduards des Vierten von England Vater, ein Herzog von York, strebte nach der Krone Heinrichs des Sechsten, und würde sie auch erhalten haben, wenn er ebensoviel Verwegenheit gehabt hätte, sein Vorhaben auszuführen, als er Arglist genug hatte, es zu fassen.

Unter dem Vorwande, daß er nur einen bösen Minister entfernen wolle, der die ihm anvertraute Gewalt misbrauche, ergrif er die Waffen. Man hielt ihn bei seinem Worte, und er war feige genug, sein Heer wieder aus einander gehen zu lassen.

Bald darauf berief er sich auf die Krankheit des Königs, um seine Absichten durchzusetzen; das Parlament aber, an das er sich deshalb wendete, ging seinen gewöhnlichen Schneckengang, und darüber genas Heinrich wieder.

Nun warb er unter dem ersteren Vorwande wieder ein Heer, führte es gegen London, schlug die königliche Armee, und nahm den König selbst gefangen. Auch hier hatte er das Herz nicht, die Maske abzulegen. Vielmehr behandelte er seinen erhabenen Gefangenen mit der ersinnlichsten Ehrerbietung, und lies ihn eine Art von Triumfeinzug in die Hauptstadt halten; zufriden damit, daß selbiger ein Parlament zusammenberufen muste, welches ihn zu seinem ersten Vormunde, und dadurch zugleich zum Beschützer von England, erklärte. Nur eines einzigen kühnen Schrittes bedurfte es hier noch, so war die Krone sein; er scheuete sich aber Gewalt zu brauchen, und erwartete selbige aus der Hand der Nation.

Die Königin vereitelte ihm diese Hofnung, und bewirkte durch eine stärkere Gegenparthei, daß er seine Obervormundschaft über Heinrich den Sechsten wieder verlohr. Darauf kam es abermals zum Kriege, und Heinrich ward abermals gefangen.

Jetzt verlangte der Herzog zwar deutlicher, als ie, die Krone; als aber das Parlament auf seine Anrede ein tiefes Stillschweigen beobachtete, hatte er wiederum nicht Muth genug, auf sein Verlangen auch nur mit Worten zu bestehen. Er lies sich vielmehr damit beruhigen, daß Heinrich, so lange er lebe, die Krone behalten, daß sie aber nach dem Tode desselben auf ihn und auf seine Kinder kommen solle.

Die Königin versagte diesem Vergleiche, der ihrem Sohne so nachtheilig war, ihre Zustimmung, und rüstete sich zum Kriege; der Herzog von York lieferte ihr eine Schlacht, und — blieb auf dem Schlachtfelde. — So konnte er dreimahl die Krone, nach der er strebte, erhalten, und starb, ohne sie zu erhalten, blos, weil er nicht so verwegen, als verschmitzt, war. — —

Die Geschichte hat unzähliche Beispiele der Art aufzuweisen, daß dieienigen, welche Verstand genug haben, die schrecklichsten Plane anzulegen, nicht Kraft genug haben, sie auszu-

führen; so, wie sie auf der andern Seite ebenso zahllose Beispiele davon hat, daß die, deren Verwegenheit in der Ausführung ohne Grenzen ist, einen zu begrenzten Verstand haben, um ihr Böses gehörig anlegen zu können. Wenn sich's nicht so verhielte, so stände die Welt nicht mehr; erfinderische Bosheit und hartnäckige Ausführungsstärke immer zusammen würden längst Alles mit sich fortgerissen haben. Cicero fand einst schon Viel hierin, und rühmte vor einer glänzenden Richterversammlung den Gang der Dinge deshalb, daß Wahrheit und Unschuld blos oft dadurch noch gerettet würden, daß die Arglist gegen sie nicht immer mit Frechheit genug, und die Frechheit gegen sie nicht immer mit Arglist genug verbunden wäre. Wir wollen Mehr darin finden, und sprechen. — „So regirt Gott die Welt; so vereitelt er das mehreste Böse von grossem Belange blos dadurch, daß die beiden satanischen Talente, hohe Schlauheit und hohe Verwogenheit, unter Menschen nur selten beisammen angetroffen werden.

Man gibt es wohl den Grossen Schuld, daß sie die Religion blos darum hegten, weil sie selbige für die stärkste Stütze ihrer Thronen hielten; sie können aber mit Recht dagegen erwiedern, daß die Religion auch oft genug das sicherste Mittel habe werden müssen, ihre Thronen zu erschüttern. Belege hierzu liefert, die Geschichte aller Völker; doch sind diejenigen, welche die Geschichte der Türken liefert, die auffallendsten.

Bekantermassen lebt keine Nation der Welt in tieferer Unterthänigkeit gegen ihre Regenten, als die türkische. Nie fiel es ihren Gelehrten ein, den Ursprung der Staaten und der Regirungen zu untersuchen, oder die Frage aufzuwerfen, ob die Fürsten das Recht zu herrschen nicht erst aus den Händen der Völker erhalten haben. Die allgemeine Stimme unter ihr ist, daß der Despotismus, mit dem sie regirt wird, die vollkommenste Regirungsart sei; ja, man glaubt durchgängig, daß Niemand im Paradise seliger sei, als wer sogar auf Befehl des Sultans stirbt. Müste man also nicht glauben, daß auch kein Thron der Welt unerschütterlicher sein werde, als der türkische?

Dennoch lehrt uns die Geschichte gerade das Gegentheil. Wie es keine unumschränktere Fürstengewalt gibt, als die Gewalt eines Grossultans, so gibt es auch keine hinfälligere Fürstengewalt, als sie. Das Sonderbarste dabei ist, daß sie nicht allein den Stürmen des Aufruhrs ausgesetzt ist, wie iede andere, sondern daß sie auch oft bei ungestörter öffentlicher Ruhe und auf dem Wege Rechtens den Untergang findet. Man öfnet ein förmliches gerichtliches Verfaren gegen die Sultane; man rathschlagt gegen sie, so, daß sie es wissen; man samlet die Stimmen und bestimmt darnach ihr Schicksal. Wie ist dieser seltsame Widerspruch der Dinge zu erklären? — Man höre das erste beste Beispiel der Art, so ist er erklärt.

Mustapha, der erst vor und dann wieder nach Osmann regirte, war kein sonderlicher Kopf. Als er diesem Platz machte, geschah es unter der Erklärung, daß er freiwillig dem Throne entsage; als er aber Osmanns Platz wieder eingenommen hatte, wünschten seine Günstlinge, daß er ewig regiren möchte. Zu wohl sich neben ihm befindend, erhuben sie noch seine Schwäche, und nannten sie Gottseligkeit und Frömmigkeit; an ihrer Spitze stand der Grosvezir. So war nicht nur nicht daran zu denken, daß er ie wie-

der freiwillig dem Throne entsagen werde, sondern auch auf dem Wege des Aufruhrs war nichts gegen ihn zu schaffen. Doch — der Mufti wuste Rath. Er bewies aus dem Koran, daß, so lange Mustapha regire, Gott kein Gebet eines Türken erhöre. Hiermit ward der gerichtliche Proces gegen ihn angehoben, und im kurzen war Mustapha feierlich abgesetzt.

Wie hier ein türkischer Pabst that, so haben die christlichen Päbste ebenfals oft gethan. Ist es Wunder, wenn die Grossen überall sich mehr in ihrer Würde zu fühlen anfangen, und die Gewalt der sogenannten Häupter ber Kirchen immer mehr einschränken? In der That, wenn die Religion auf solche Art gegen sie gemisbraucht werden darf, so kommts ja, wenn sie sie beschützen, ebenso heraus, als wenn sie die Schlange, welche ihnen den tödtlichen Stich versetzt, in ihrem eigenen Busen nährten.

80.

Karl der Neunte pflegte zu sagen, daß es mit guten Dichtern, wenn sie gut bleiben sollten, wie mit Pferden gehalten werden müsse, deren Schönheit man erhalten will; — nur ernährt müsten sie werden, ia nicht fett gemacht.

Ein anderer grosser Prinz machte Anstalt zur Belagerung einer Vestung; man stellte ihm vor, daß sie von einem Marschall von Frankreich vertheidigt würde, und wollte ihn hierdurch davon abhalten. Desto besser, erwiederte er; ein Gouverneur, der schon Marschall von Frankreich ist, vertheidigt schlechter, als ein Gouverneur, der es noch nicht ist.

Ein armer Dorfvikar hatte sich durch seine vortreflichen Predigten weltberühmt gemacht und bis zum Bischof aufgeschwungen. Voltaire machte aus Neugier eine weite Reise nach ihm, und ward durch eine sehr mittelmässige Predigt von ihm dafür bezahlt. Er bezeigte darüber seine grosse Verwunderung; der Küster lachte ihn aus und erwiederte — Ist denn das nicht natürlich? sonst wollte er erst Bischof werden, nun aber ist er's ia. — —

Auf solche Weise ginge es ia wohl in allen Ständen so zu, daß sich die Leute zu verschlech-

tern anfingen, sobald sie das wären, was sie hätten sein wollen? Leider bestätigt dieses die Erfarung nur gar zu häufig; äuserstgewöhnlich aber ist's, daß man wenigstens da stehen bleibt, wo man steht, sobald man hat, was man haben wollte. Ist dis der Dank für das öffentliche Zutrauen, von dem man so angenehme Beweise erhält? Niemand wenigstens, wer so handeln kann, unterstehe sich, ie wieder zu sagen, daß er die Kentnisse, welche er samlete, zum allgemeinen Besten gesamlet habe, und daß der Eifer, welchen er sonst für das allgemeine Beste bezeigte, wirklich ein solcher gewesen sei. Er ist ein blosser Egoist; er samlete die Kentnisse nur für sich; er legte seiner eigennützigsten Thätigkeit nur dem Mantel der Gemeinnützigkeit um.

Für dieienigen, welche sich, wenn sie erlangt haben, worauf sie ausgingen, offenbar verschlechtern, und von ihren Wissenschaften, Talenten und Kräften nicht mehr den vorigen wackern Gebrauch machen, ist die öffentliche Verachtung keineswegs Strafe genug. Sie setzen sich über diese weg, und halten sich durch Wohlleben dafür schadlos; fest überzeugt, daß sie, wenn sie kein wirkliches Verbrechen begehen, aus dem Amte, oder von dem Platze, welchem

sie dieses zu danken haben, nicht wieder vertrieben werden können. Wie weit sicherer gingen der Staat und die Kirche, wenn sie Männern, die sich berühmt gemacht haben, ihre wichtigeren und einträglichen Posten nur bedingungsweise und auf den Fall zutheilten, daß sie ihren Ruhm zu behaupten suchten!

Der Rechtschaffene hat nicht genug daran, daß ihm sein Herz sagt, er habe die Ehre und das Brodt, welche ihm zu Theile werden, verdient, sondern er sucht sie mit iedem Tage von neuem zu verdienen. Der ihm zugetheilte Lohn ist ia fortdauernd; so ist auch seine Thätigkeit für das allgemeine Beste auf dem Platze, welchen man ihm für diese anwies, fortdauernd. Ja, er hat nicht genug daran, daß er sich nur nicht verschlechtere, er sucht sich auch noch immer mehr zu vervollkomnen. Ich kann immer noch zulernen, spricht er, und so lerne ich auch immer noch zu.

Möchte dis die Sprache Aller sein, welche das gemeine Wesen öffentlich besoldet, wie es die Sprache derer wirklich sein mus, die von ihrer Hände Arbeit leben! Der Künstler, der Handwerker, der Taglöhner — wie sie insgesamt sich selbst strafen, wenn sie sich verschlechtern, rückwärts gehen, träge und nachlässig sind,

so schaden sie sich selbst auch am meisten, wenn sie stehen bleiben, wo sie sind, sich nicht immer mehr ausbilden, und nicht mit dem Geschmack und mit den Erfindungen des Zeitalters fortschreiten. Wenn nun Männer, die bestimmte Gehalte geniessen, dis zwar nicht zu befürchten haben, sollen sie darum hinter ienen bleiben, und auf ihre weitere Ausbildung nicht auch bedacht sein? In der That, nur dann, wenn sie diese mit vollem Eifer betreiben, sind sie erst die Zierde ihrer Aemter und Stellen, und nur dann ist auch erst dem gemeinen Wesen durch sie ganz gerathen.

81.

Es ist nicht anders, als schöpfte man einmahl freier Athem, wenn man bei Lesung der abscheulichen Geschichte der Kriege auf einzelne Männer trift, die mitten in allen Raub- und Mordgewühlen noch die schönsten Eigenschaften der Seele zeigen.

Ein solcher Mann war auch der Römer Fabricius in den Zeiten der Republik. Die

glänzenden Siege, welche er erfocht, die ausnehmende Tapferkeit, die er dabei bewies, mögen ihm immerhin auch zum Ruhme gereichen; für uns müssen noch ganz andere Seiten an ihm weit höhere Reitze haben!

Fabricius zwang den Feind einst, eine Belagerung aufzugeben, und machte dabei eine fast unermesliche Beute; wozu wendete er sie an? Das Erste, was er that, war, daß er davon reichlich unter das ganze Heer, das unter ihm gefochten, austheilte; dann gab er den sämtlichen römischen Bürgern, welche Geld zum Kriege beigetragen hatten, ihre Beiträge pünktlich wieder. Nun blieb noch eine grosse Summe übrig, auf die er selbst auf solche Weise doch gewis das grösseste Recht hatte; diese nahm er, und lies sie in die Schatzkammer bringen. So war er nicht nur nicht der Erste, der sich von der Beute etwas zueignete, sondern er blieb auch der Einzige, der gar nichts davon an sich behielt. Die vierhundert Talente, welche die Schatzkammer empfing, schickte er gerade an dem Tage an sie, als er seinen Triumfseinzug hielt; machte er diesen dadurch nicht weit schöner, als ihn aller äuserliche Pomp machen konnte?

So uneigennützig handelte er nicht nur einmahl — so handelte er bei ieder Gelegenheit. Er schlug das Geschenk aus, welches ihm König Pyrrhus von Epirus, an den er gewisser Unterhandlungen wegen geschickt ward, mit dem besten Herzen geben wollte. Er nahm die Summe nicht an, welche ihm die Samniter, denen er nach geendigtem Kriege viel gute Dienste geleistet hatte, blos aus Erkentlichkeit schickten.

Alle diese Züge von Uneigennützigkeit erhalten aber dadurch erst ihre höchste Schönheit, wenn wir hören, daß Fabricius — ein armer Mann war. Pyrrhus, der dis erfaren, wollte ihn daher auch blos aus dieser Ursache beschenken, und versicherte ihm, daß er ihm dadurch nur ein Pfand seiner persönlichen Freundschaft für ihn geben zu dürfen wünsche; der edle Römer aber blieb unbeweglich. Ebenso nahmen auch die Abgeordneten der Samniter aus seiner erblickten Armut den letzten Beweggrund für ihn her, die ihm überbrachte Geldsumme anzunehmen. Sie fanden ihn nehmlich in einem seinem Stande gar nicht angemessenen Aufzuge, und sahen, daß es so wohl seinem Hause, als seiner Tafel, an ieder Art von Schmuck fehle. Sein ganzes Silbergeschirr bestand in einer

Schale und in einem Salzfasse, und seine ganze Mahlzeit aus Gemüse, das er selbst gebauet hatte. Es ging aber den samnitischen Abgeordneten nicht besser mit ihm, als dem König Pyrrhus. Fabricius befühlte sich in ihrer Gegenwart an Augen, Ohren, Nase, Mund, u. s. w., und gab ihnen die Antwort auf den Weg — — „Alle diese Glieder sind noch ganz zu meinen Diensten; so lange dis ist, kann ich keinen wirklichen Mangel leiden. Da ich also kein Geld brauche, so werde ich mich hüten, Geld von denen anzunehmen, von welchen ich weis, daß sie es brauchen."

In dieser Armut lebte und starb Fabricius; ia, er starb so arm, daß seine einzige Tochter, als sie heiratete, von dem gemeinen Wesen ausgestattet werden muste. Man gab ihr aus derselben Schatzkammer, in welche er einst die vierhundert Talente, die er sich zueignen konnte, geschickt hatte; hat auch wohl ie ein Vater seiner Tochter den Mahlschatz auf eine grosmüthigere Weise gesamlet?

Daß seine Uneigennützigkeit wirklich Grosmuth war, sieht man auch daraus, daß man auch iede andere Art von Grosmuth bei ihm antraf. Eben iener König von Epirus, der sie in Ansehung seines Geldes erfur, erfur sie auch

in Ansehung seiner Ehrenstellen, ia sogar in Ansehung seines Lebens.

Pyrrhus lernte den Fabricius während der Unterhandlungen hernach noch näher kennen, und ward von seinem hohen Werthe so hingerissen, daß er ihm den ersten Platz im Rathe und im Heere anbot, wenn er nach völlig abgeschlossenem Frieden mit den Römern zu ihm kommen wollte. Unstreitig auch die grösseste Eroberung, welche dieser König durch den ganzen geführten Krieg hätte machen können! Es ging ihm aber mit seiner angebotenen Ehre noch schlimmer, als mit seinem angebotenen Gelde. Der edle Römer, den auch der grösseste Schimmer von äuserlicher Hoheit seinem Vaterlande nicht ungetreu machen konnte, trieb seinen grossen, freien Muth, bis zur Unhöflichkeit hinauf, und erwiederte ihm — „dabei würdest du keine Seide spinnen; denn die, welche dich iezt über Alles bewundern, würden mich an deiner Statt zum König haben wollen, wenn sie mich immer bei sich hätten." Weit entfernt, daß Pyrrhus sich hierdurch hätte beleidigt fühlen sollen, so bekam er vielmehr nun erst eine so hohe Meinung von ihm, daß er hernach, als von den Römern eine ganz ausserordentliche Art von Grosmuth gegen ihn ausgeübt ward, sogleich auf den Fa-

bricius rieth, daß dieser der Urheber davon sei.

Es war nehmlich immer noch Krieg zwischen dem Pyrrhus und den Römern, und sein eigner Leibarzt bot dem Feinde seine Vergiftung gegen eine gewisse Belohnung an. Da war es Fabricius, der den Antrag grosmüthig mit Füssen trat, und sogar den Pyrrhus, der doch im Felde gegen ihn stand, davon benachrichtigen lies, ohne iedoch sich, als den gewesenen Ausüber dieser Grosmuth zu erkennen zu geben. Kaum hörte Pyrrhus die ihn in Erstaunen sezzende That, so rief er aus — „Wer anders kann dis gewesen sein, als — Fabricius? Ihr werdet ihn ebensowenig durch irgend etwas aus der Bahn der Tugend, die er einmahl zu laufen gewohnt ist, herausbringen, als ihr die Sonne aus ihrer Laufbahn zu bringen vermöget."

Lasset uns die Krone der Grosmuth dem Fabricius aufsetzen! — Rufin war ein ebenso grosser Feldherr, als er, aber auf der sittlichen Seite ganz sein Gegenfüsler. Er kannte ihn als einen Mann, der, wenn er Gewalt hätte, seine eigenen Mitbürger beraubte, und verabscheuete ihn von ganzem Herzen. Dennoch half er ihm zum Konsulate zu einer Zeit, als die

Republik in der grössesten Gefar war; weil Rufin der einzige Mann war, der Rom vor der Unterjochung beschützen konnte. Rufin kam, um sich bei ihm zu bedanken. Fabricius schüttelte den Kopf und sprach — „ich kann deinen Dank nicht annehmen; denn sieh, ich habe blos nach dem Grundsatze gehandelt — es ist besser, daß uns ein Römer plündere, als daß uns der Feind auf den Sklavenmarkt führe."

82.

Luthers Lieblingsgedanke war, daß ein Christ Herr über alle Dinge, und Niemanden unterworfen sei. Ein wahrhaftigerhabener Gedanke, ohne den wir sonst noch da wären, wo man vor Luthern seit tausend Jahren war! Aber auch ein Gedanke, der die ganze Welt verkehrt, sobald er misverstanden wird! Kaum hatte ihn Luther öffentlich geäusert, so ereignete sich auch in der That der allergröbeste Misverstand davon.

Drei unruhige Köpfe — Storch, Stübner, Münzer — vereinigten sich, um in Folge dieses Grundsatzes Aufruhr und Empörung in Deutschland zu predigen. Jeder von ihnen trug dazu auf seine eigene Weise bei; schlimm genug aber, daß ihre drei besondern Weisen zur Erreichung ihres Endzwecks gleichsam wie vorher ausgedacht zusammentrafen. Storch war dumm; so rühmte er sich göttlicher Eingebungen — Stübner war gelehrt; so misbrauchte er die Bibel — Münzer war weder dumm, noch gelehrt, aber dafür verwegen und heftig — — was glaubt man, daß diese Drei zusammen ausrichten konnten?

In der That richteten sie auch Viel aus, und den deutschen Bauern, welche ohnehin Ursache genug hatten, über ihre Gebieter zu klagen, war das Storch-Stübner-Münzersche neue Evangelium willkommen. Ihre Empörungen sind so bekannt, wie die Niderlagen, welche sie dabei erlitten; indessen muste man doch wirklich mit Hunderten gegen sie zu Felde ziehen, um sie zu Tausenden zu erlegen.

Wie benahm sich Luther, als er von dem greulichen und unerwarteten Misverstande seines Lieblingsgedankens hörte? — Er erklärte frei und öffentlich, daß er durch seine Schrift,

in welcher er den Christen zum Herrn über alle Dinge gemacht, nur der geistlichen Tirannei Hohn gesprochen habe — welches er auch noch thue, und bis an sein Ende thun werde — daß aber seintwegen die weltlichen Tirannen ihre Tirannei so lange und so weit treiben möchten, wie Gott wollte, daß sie sie treiben sollten. „Seid der Obrigkeit unterthan, schrieb er, wenn sie auch die ihr von Gott verliehene Gewalt misbraucht; wendet euch, wenn sie dis thut, blos an Gott, und leidet unterdessen geduldig, bis es Gott gefällt, eine Aenderung zu machen; ergreifet nie die Waffen gegen sie, es gereicht sonst zu eurer Verdammnis."

Ist es möglich, so eine bidere Erklärung zu lesen, ohne dafür dem grossen Luther seine ganze Bewunderung zu widmen? — So müsse dann aber auch ieder evangelische Christ sich in dem Verstande, wie Luther, als Herr über alle Dinge fühlen! In weltlichen Dingen — müsse es heissen — seid der Obrigkeit unverbrüchlich unterthan, in Glaubensdingen aber gehorchet blos eurem Gewissen. Mit jenem Grundsatze stehen und fallen die Staaten; mit diesem steht und fällt die evangelische Kirche.

83.

Die Gerechtigkeit des Schicksals scheint sich oft nur darum zu verzögern, daß sie hernach desto vollkommener ausgeübt werde. So geschah es in Ansehung des Marschalls von Ancre und seiner Gemahlin, deren Nahmen zu den Schandflecken der französischen Geschichte gehören. Beide kamen mit der Marie von Medicis, der Gemahlin Heinrichs des Vierten, nach Frankreich; er unter dem Nahmen Concini, und sie unter dem Nahmen Galligai. Concini war der Sohn eines Schreibers, und Galligai die Tochter der Amme der Königin. Galligai war eins der häslichsten weiblichen Geschöpfe, besas aber viel Verstand, und ward von der Marie unaussprechlich geschätzt. Diesen Vorzug wuste sie so zu gebrauchen, daß sie bald unter dem Titel einer Kammerfrau die Gebieterin ihrer Königin ward. Concini war anfangs blos Kammeriunker, und hernach Oberstallmeister, heiratete aber die Galligai, und schwang sich dadurch auf das erstaunendste empor. Beide wusten selbst wohl, daß es nicht Freundschaft und Liebe, sondern Stolz und Eigennuz, wären, welche ihre Heirat stifteten; inzwischen erreichten sie ihre Absichten

wirklich, und brachten Ehren und Reichthümer in ungeheurer Menge an sich.

Heinrich der Vierte starb; mit seinem Tode bekam ihr Glück erst sein ganzes Leben. Nun übten sie vollends eine unumschränkte Gewalt über die Marie aus, und bedienten sich der Minderjährigkeit Ludwigs des Dreizehnten, um Alles im Lande nach ihrem Gefallen einzurichten. Concini kaufte das Marquisat von Ancre, ward Statthalter, und dann Marschall von Frankreich. Die Vorsehung schien unterdessen gegen dieses Paar von Bösewichtern gleichsam in den Ruhestand versetzt zu sein; oder vielmehr, es war, als wollte sie es ihnen selbst überlassen, ihren Fall zu bereiten.

Ludwig der Dreizehnte ward König, aber — nur dem Nahmen nach; der eigentliche König war der Marschall von Ancre. Er entfernte noch alle übrigen rechtschaffenen Räthe, und besetzte ihre Stellen mit lauter vor ihm kriechenden Menschen. Er ging mit den königlichen Einkünften nach seinem Gefallen um, gab alle Aemter an wen er wollte, suchte dadurch seinen Anhang im Lande sowohl, als unter dem Heere, noch immer mehr zu verstärken, und setzte durch Beispiele der strengsten Rache, die er an Leuten, die nicht Parthei mit ihm machen wollten, aus-

übte, Alles in Furcht und Schrecken. Der König war stets von einigen seiner Kreaturen, wie von einer Wache, umgeben, die jeden Diener und Unterthan von ihm abhalten müsten, damit ihn Niemand allein spräche, und er weiter nichts erfüre, als was er erfaren sollte. Misbilligte er Verordnungen, die man ihm zur Unterschrift vorlegte, so muste er seinen Unwillen verbergen; wollte er Gutes thun, so kam es erst darauf an, ob man gütig genug sein würde, ihn gnädig sein lassen zu wollen.

Endlich schlug der Gerechtigkeit Stunde. Ludwig, seiner Dienstbarkeit überdrüssig, dachte ernstlich darauf, sich von ihr zu befreien. Der Plan ward entworfen, sich des Marschalls zu bemächtigen, und ihm als einen schweren Maiestätsverbrecher vor dem Parlamente feierlich den Proces machen zu lassen. Theils aber hatte der Marschall immer eine sehr zahlreiche Mannschaft von Edelleuten zu seiner Bedeckung bei sich; theils erblickte Ludwig bei der Weitläuftigkeit eines Processes viel Gefar für sich selbst. Es ward also beschlossen, ihn ohne Weiteres geradezu ermorden zu lassen. Dis geschah auf der Brücke des Louvre durch einige Pistolenschüsse. Kaum erfur Ludwig den glücklich vollbrachten Meuchelmord, so rief er öffentlich zu seinen

Schlossfenstern heraus — Gott sei Lob und Dank! nun bin ich König.

Alles schnaubte nun Rache; Jeder nach seiner Art. Das Volk ris den Körper des Marschalls wieder aus seinem Grabe, henkte ihn bei den Füssen an einen von den Galgen, die der Bösewicht für diejenigen hatte errichten lassen, welche übel von ihm reden würden, schnitte ihm Nase und Ohren ab, schleppten ihn durch die Gassen, verbrannte ihn zum Theile vor der Bildsäule Heinrichs, und bratete das Uebrige für die Hunde. Das Parlament übte seine Rache nach den Gesetzen aus. Es machte das Gedächtnis des Ermordeten unehrlich, verdammte seine Gemahlin, die über seine Ermordung keine Thräne vergos, nach abgeschlagenem Kopfe zum Scheiterhaufen, erklärte ihre Kinder für unedel, und bemächtigte sich der ganzen unermeslichen Hinterlassenschaft Beider.

So endigte sich das mit dem höchsten Glanze umgeben gewesene Leben zweier Bösewichter auf die erbärmlichste Weise, und so übte das Schicksal hier einmahl nach langem Zögern um so schaudervoller Gerechtigkeit aus. — Ihr, die ihr erst die Gunst der Grossen, und dann die Grossen selbst, unverschämt, und um so unverschämter, misbrauchet, je nidriger eure Ab-

kunft war, brüstet euch nicht mit Unwandelbarkeit eures Glücks. Denket an den Schreibersohn Concini und an die Ammentochter Galligai; — es währe so lange, wie es währe, zuletzt hat die Justiz des Schicksals doch wohl ihre Stunde.

84.

Wenn die Löwen alt und mithin zur Jagd des Wildes ungeschickt werden, so treibt sie der Hunger aus ihren Wäldern nach den Städten und Dörfern, welche sie dann gleichsam besetzt halten. Um sich vor ihnen zu sichern, soll man sich in Afrika des Mittels bedienen, daß man eines derselben habhaft zu werden sucht, und ihn in der Nähe auf freiem Felde kreuzigt; da dann die übrigen aus Furcht vor einer ähnlichen Strafe vom weiteren Morden ablassen sollen.

So versichert auch Noxarius aus dem sechzehnten Jahrhunderte, der ein merkwürdiges Buch über die Thiere schrieb, daß er auf einer Reise durch das Jülichsche im Walde mit sei-

nen Augen zwei Wölfe am Galgen hangen gesehen, und setzt hinzu, daß ein solches Strafexempel auf die andern Wölfe sehr heilsame Eindrücke mache.

Sollte, wenn man auf solche Weise die wildesten Thiere strafte, die gute Wirkung davon auf Ihresgleichen in der That nicht anders zu erklären sein, als von Seiten des Strafanblicks? Ein gekreutzigter Löwe kann auch blos durch sein Jammergeschrei verursachen, daß alle andere Löwen die Gegend umher räumen, so weit sie ihn schreien hören, und hernach eine geraume Zeit hindurch sich nicht wieder dahin wagen; und der Gestank eines aufgehenkten Wolfs kann auch wohl, so lange er anhält, Wald und Feld von Wölfen rein halten, so weit er sich verbreitet. Wenigstens finden wir Beides an vielen unserer Haus- und Gartenthiere, die wir näher zu beobachten Gelegenheit haben. Ein Anderes wäre es, wenn die übrigen Löwen und Wölfe noch immer in der Nähe des gekreuzigten Löwen und des aufgehenkten Wolfs blieben, ohne weiter zu rauben und zu morden; wer verbürgt uns aber dieses? Und, wenn es in Ansehung der Löwen den Seefahrern auch von den Afrikanern, und in Ansehung der Wölfe dem Rotarius von den Jülichern, versichert

worden wäre, ist's darum wahr? Was glaubte man in Deutschland nicht im sechzehnten Jahrhunderte noch! Was glaubt man in Afrika nicht heute noch! Jetzt dürfte man schwerlich unter vernünftigen Deutschen damit fortkommen, wenn man vorschlüge, dem Rauben der Thiere durch Kreutzigen und Aufhenken Anderer ihrer Art ein Ende zu machen, und sie dadurch gleichsam zu bessern. Der gekreutzigte Fuchs raubt nicht wieder, der gehenkte Marder würgt nicht wieder, darin habt ihr Recht — würde gewis Jeder antworten; wollet ihr euch aber vor den übrigen schützen, so gehet fleissig auf die Jagd gegen sie; die ihr dann nicht erleget, verscheuchet ihr wenigstens durch euer ewiges Nachsetzen und Schiessen; sie bessern sich aber darum nicht, sie rauben und würgen blos nicht mehr bei euch, sondern anderswo, wo man sie mehr in Ruhe lässet.

Das aber ist wahr, daß wir Thiere, die wir immer um uns haben, oder sogenannte Hausthiere, durch Strafexempel, die wir ihnen an ihnen selbst geben, d. h. durch Züchtigung, bessern können. Man schlage den Hund, welcher nach einer Wurst fassen will, und hebe hernach, wenn er es wieder versucht, nur den Stock auf, so lässet er davon ab. Man schla-

ge ihn in ähnlichen Fällen öfter so, so kann man getrost von der Wurst weggehen, und er fasst nicht weiter nach ihr. Ein Aehnliches geschieht mit der Katze. Man kann daher diese so ziehen, daß sie in der angefülltesten Speisekammer sich nichts, als die Mäuse, zueignet; so, wie man den Hund so abrichten kann, daß er der Bewächer des Fleischscharns sogar gegen seinesgleichen wird.

Allerdings öfnet sich hier dem Philosophen ein schönes Feld zu Untersuchungen über die Seelen der Thiere. Der Hund z. E., der bei aufgehobenem Stocke, mit dem er dafür Schläge bekam, daß er die Wurst nehmen wollte, die Wurst unangerührt lässet, erinnert sich offenbar so wohl an die erhaltenen Schläge, als an das, weshalb er sie erhielt; er bestimmt sich, dis nicht wieder zu thun, um nicht wieder Schläge zu erhalten, und — macht also einen wirklichen Vernunftschlus. Wenigstens könnte kein menschlicher Wurstdieb vernünftiger handeln. Was ist also eine Hundsseele? und worin besteht der Vorzug einer Menschenseele vor einer Hundsseele?

Doch — dis hier bei Seite gesetzt; den Moralisten wollen wir über dergleichen Erfarungen hören. „Wenn empfundene Strafen schon

die Thiere bessern, wie ist es möglich, daß Menschen durch sie ungebessert bleiben können, die doch, wenn auch den Thieren nicht alle Vernunft abzusprechen wäre, mit ihrer Vernunft so weit über sie emporragen. Dennoch gibt es Diebe und Räuber, denen man Nase und Ohren abschneiden kann, und sie stehlen so lange fort, bis sie ohne Nase und Ohren gehenkt sind. Wär's nun vollends wahr, daß beim Anblicke eines aufgehenkten Wolfs die übrigen Wölfe zu rauben aufhörten, was sollte man zu Menschen sagen, welche, während daß ein Dieb aufgeknüpft wird, unter dem Galgen Raub begehen können?"

85.

Wenn auch die Grobheit, welche der Mahler Apelles dem Alexander erwiesen haben soll, ebenso wahr wäre, als dieienige, welcher sich der Baumeister Apollodor gegen den Hadrian schuldig machte: so muste dieser doch für die seinige mehr büssen, als iener.

Hadrian, Traians Nachfolger, war ein eingebildeter junger Mann, glaubte in ieder

Kunst Meister zu sein, und war im Stande, den wirklichen Künstler blos darum zu hassen, weil er von Kennern bewundert ward. Apollodor kannte ihn von dieser Seite, und mochte sich längst, wie über seine Einmischung in alle wissenschaftliche Fächer, so noch mehr über seine ebenso unreifen, als absprechenden Urtheile, geärgert haben.

Einst geschah es, daß sich Kaiser Traian in Hadrians Gegenwart mit dem weltberühmten Baumeister über die grossen Baue, welche eben zu Rom vorwalteten, unterhielt. Hadrian, der doch blos den Zuhörer lieber dabei hätte machen mögen, fällte, wie gewöhnlich, auch sein Urtheil darüber, und verrieth dadurch die allergröbste Unwissenheit in der Baukunst. Apollodor wußte, daß sich selbiger iezt mit Kürbismahlen die Zeit vertreibe; sogleich wies er ihn mit den Worten von weiterer Theilnahme an dem Kunstgespräche ab — „Geh doch, und mahle deine Kürbisse; von solchen Sachen, wovon wir hier reden, verstehst du gar nichts."

Hadrian fühlte diese Beschimpfung tief, und schwur ihm einen unversöhnlichen Has. So lange Traian regirte, konnte der Künstler darüber lächeln; kaum aber war Hadrian Kaiser

geworden, so bekam er Ursache, den auf ihn gethanen groben Ausfall zu bereuen. Das Erste, was geschah, war, daß man sich seiner bei dem Bauwesen gar nicht mehr bediente. Hadrian that, als wenn Apollodor nicht mehr da wäre. Um ihn dis recht fühlen zu lassen, schickte er ihm den Plan eines Tempels, der schon fertig war, und lies ihn fragen, was etwa daran noch geändert werden müsse. Apollodor ging in die Falle ein, und deckte mehrere grosse Fehler daran auf. „Weder hoch, noch gros, genug, schrieb er unter andern, und die ungeheuren sitzenden Bildsäulen darin sind vollends ohne alles Verhältnis dazu. Diese Götter werden wohl thun, wenn sie ewig sitzen bleiben. Wollten sie einmahl aufstehen, so stiessen sie sich am Gewölbe des Tempels die Köpfe ein; und fiele es ihnen gar ein, ein wenig frische Luft ausser dem Tempel zu schöpfen, so müsten sie durch die nidrigen Thüren auf allen Vieren hinauskriechen."

Dis waren Fehler, welche Hadrian eingestehen muste, deren Eingeständnis ihm aber desto ärgerlicher war, weil ihnen nun nicht mehr abgeholfen werden konnte. In noch grössere Wut gegen Apollodorn versetzt, schickte er ihn ins Elend; aber auch hieran hatte er nicht genug.

Er lies ihn der grössesten Verbrechen wegen anklagen, und so unerwiesen diese auch blieben, dennoch unter ihrem Vorwande das Todesurtheil an ihm vollstrecken. Wie hätte Hadrian vor einer ganzen Welt erröthen müssen, wenn er die wahre Ursache der Hinrichtung Apollodros hätte angeben sollen! Apollodor kannte sie am besten.

Wuste der Künstler, wie kaum zu bezweifeln ist, daß der Tempel, dessen Entwurf er tadelte, schon fertig wäre, so hätte er freilich klüger gethan, wenn er seinen Tadel an sich behalten hätte, besonders, da ihm nicht unbekannt war, wie aufgebracht Hadrian aus alten Zeiten noch sei; inzwischen könnte man ihn hierüber noch immer dadurch entschuldigen, daß er der Kunst nichts hätte vergeben wollen. Die Grobheit aber, welche er vorher dem Hadrian in Gegenwart Traians erwies, war ihm unverzeihlich; denn Hadrian, wenn es auch damals noch nicht ausgemacht war, daß er einst Kaiser werden würde, war doch ein naher Blutsverwandter Traians. Wer weis iedoch auch, ob er anders gehandelt hätte, wenn er gleich im iungen Hadrian den künftigen Kaiser mit Gewisheit erblickt hätte? Man findet es häufig an grossen Künstlern, die sich an den Höfen unentbehrlich

gemacht zu haben glauben, daß sie, mit der Gnade des gegenwärtigen Regenten sich brüstend, auch sogar gegen die Prinzen des Hofes einen hochmüthigen Ton annehmen, sobald die Hoheit ihrer Wissenschaft sich ins Spiel mischt. Das einzige traurige Beispiel Apollodors müßte doch in der That alle seine Nachfolger von solcher Thorheit heilen können. Die Zeiten ändern sich, und erleben sie dis, so müssen sie auf ieden Fall für ihren aufgeblasenen Kunsteifer büssen; wär's auch nur, daß sie nicht weiter geachtet würden, und daß sie ihre Kunstwerke so wieder zerstört werden sehen müßten, wie Hadrian die prächtige Brücke wieder zerstörte, welche Traian unter Appollodors Aufsicht hatte über die Donau bauen lassen.

86.

Es gibt eine Vorliebe gegen Thiere, die ins Närrische geht; es gibt eine Undankbarkeit gegen sie, die bis zur Abscheulichkeit steigt; es gibt aber auch eine vernünftige Humanität gegen sie, welche zwischen beiden die Mittelstrasse hält. Nichts vermag uns diese Verschidenheit der

menschlichen Gesinnungen gegen die Thiere anschaulicher zu machen, als folgende Geschichte dreier Pferde. — —

Kaiser Caligula lies für sein Lieblingspferd einen marmornen Pallast aufführen und eine völligfürstliche Haus- und Hofhaltung einrichten. Er ernannte es zum Consul, zog es an seine Tafel, gab ihm den Rang im Rathe, lies es mit den Cato's in die Jahrbücher setzen, und würde es vieleicht noch unter die Götter versetzt haben, wenn er es überlebt hätte.

Ein neapolitanischer Edelmann entzog seinem alten Kriegspferde, das ihm landkundige wackere Dienste geleistet hatte, zulezt sogar den Aufenthalt in seinem Stalle, und lies es hungernd umherirren. An seinem Palaste befand sich eine Klingel, welche ausdrücklich für Jeden bestimmt war, der sich für gemishandelt hielte, und um Gerechtigkeit deshalb bäte. Einst, da das Glöcklein ertönte, fand er den armen Gaul dabei, für den vermuthlich ein mitleidiger Nachbar die Klingel gezogen hatte. Der Unmensch gab Befehl, das Thier wegzuprügeln; der Vorgang kam aber vor den Herzog Karl von Calabrien, der ihn förmlich zur Erhaltung seines alten treuen Dieners, wenn es auch nur ein Pferd wäre, verurtheilte.

Reinhold von Rosen, ein Liefländer von Geburt, ward durch sein muthiges Pferd in der Schlacht bei Rocroy am Leben gerettet, und die dankbarste Erinnerung daran verlies ihn nie. Er hätte das edle Ros auf das theuerste verkaufen können, aber um keinen Preis war es ihm feil. Er bestieg es zwar noch, als es beinahe vierzig Jahre alt war, aber nur, um es bei feierlichen Gelegenheiten zu zeigen, und seine Verdienste um ihn zu rühmen. Als er starb, vermachte er selbigem ein Jahrgehalt, eine Wiese und die Freiheit.

Man vergleiche das, was der wackere Liefländer that, nicht mit dem, was die französische Närrin du Puis ausübte. Diese vermachte ihrer Spielkatze nicht nur ein Jahrgehalt, sondern verordnete ihren Erben auch wöchentliche Besuche, die sie bei selbiger abzulegen hätten; widrigenfals Jeder seines Vermächtnisses verlustig sein sollte. Darüber entstand ein grosser Proces, in welchem die berühmtesten Sachwalter dienten und ihren Witz übten. Die Katze bekam einen der schlauesten Köpfe zum Vertheidiger, verlohr aber doch den Proces. Hätte vor denselben Richtern jenes arme neapolitanische Pferd seinen Proces gegen den Edelmann mit der Ge-

rechtigkeitsklingel geführt, es hätte ihn gewis gewonnen.

Es ist unsinnig, seine Zärtlichkeit gegen ein Thier, es sei Pferd, oder Katze, zu übertreiben; es ist aber auch empörend, ein Thier, das die langwierigsten Dienste treu geleistet hat, zuletzt zu verstossen, und am häufigsten ist dis das Schicksal der Pferde. Gemeiniglich findet man, daß dieienigen, welche übertriebenempfindsam für Thiere sind, mit Menschen das wenigste Mitleid haben; so, wie man sich von denen, welche Barbaren gegen Thiere sind, für Menschen auch selten etwas Gutes versprechen kann. Es verräth Kopf und Herz zugleich, wenn man zwischen beiden Extremen sich in der Mitte hält. Das Thier bleibt Thier, und wird nie Mensch; eben darum aber auch, weil es Thier bleibt, mus es nie als Dachziegel behandelt werden, den man, wenn er nicht mehr einhaken kann, zerschmeisst. Eine von der Vernunft geleitete Dankbarkeit gegen nützlich gewesene Thiere ist gewis eine von den Tugenden, welche die Menschen adeln; — nach diesem Grundsatze handelte Reinhold von Rosen. Er vermachte seinem Pferde, das sein Leben gerettet hatte, die Freiheit, und sprach es von seinem Tode an von aller Arbeit los. Er vermachte ihm eine Wiese,

damit es zur Sommerszeit seine Freiheit auf ihr recht geniessen könnte. Er vermachte ihm ein Jahrgehalt, damit es auch ausser der Weidezeit sein Futter, und überhaupt auch immer ebenso treue Wartung und Pflege hätte, als wenn sein Herr selbst noch lebte.

87.

Kirchenraub wird von gewöhnlichen Dieben unter allen Räubereien mit dem frohesten Muthe begangen. An arme Kirchen machen sie sich nicht; folglich sind sie immer eines Fundes, der ihre Mühe belohnt, gewis. Widerstand finden sie in heiligen Häusern zur Nachtzeit auch nicht. Der Gedanke kommt dazu, daß bei dergleichen Raube kein Mensch im Grunde leide; weil das, was einer ganzen Gemeine gehört, eigentlich gar keinem gehöre, und also auch keinem genommen werde. Ja, die Räuber trösten sich wohl damit, daß das, was sie entwenden, auf dieselbe Weise aus der Kirche wieder heraus komme, wie es in sie hinein kam; indem die mehresten Geschenke an Kirchen und Kapellen doch nur von Leuten gemacht würden, welche dasselbe Hand-

werk trieben, das sie treiben; nur auf eine bürgerlicherlaubtere Weise. Mit recht lustigem Wesen üben sie daher ihr vermeintes Wiedervergeltungsrecht aus.

Um so abstechender dagegen ist iener Kirchenraub, welchen eine der vornehmsten spanischen Damen auf die wehmüthigste und bussertigste Weise beging. — — Marie, die Gemahlin des Johann von Padilla, befand sich in dem Bunde, welcher gegen Karln den Fünften gemacht ward, und übertraf an Eifer, ihn um die Krone zu bringen, alle Männer des Bundes, sogar den Bischof von Zamora, der doch alle seine Priester zu Soldaten machte. Ihr Vermögen ward aber erschöpft, und ihr Heer drohete aus Mangel des Soldes aus einander zu gehen. Sie befand sich eben zu Toledo; dis erinnerte sie an einen dasigen reichen Kirchenschatz, der in vielem Golde und Silber, das an heiligen Reliquien war, bestand. Es gelüstete ihr nach selbigem; es war aber unmöglich, daß sie sich im Stillen seiner bemächtigen konnte. Was nun zu thun, daß das Volk, wenn es davon hörte, statt die Sache ihres Aufruhrs gegen Karln ferner gutzuheissen, sich nicht gegen sie empörte, oder doch wenigstens ein unauslöschliches Aergerniß an ihrem Kirchenraube nähme? Mariens

Schlauigkeit erfand ein Mittel dafür, das ebenso lächerlich, als abscheulich, war. Sie umhüllete sich mit einem schmuzigen Sacke, lies zwei grosse brennende Wachskerzen vor sich hertragen, knieete nider, und kroch so auf den Knieen und mit gefalteten Händen öffentlich zur Kirche. Da schlug sie an ihre Brust, vergos Ströme von Thränen, und nahm unter unaufhörlichem Seufzen alles Gold und Silber von den heiligen Ueberbleibseln ab, das sie fand. Nachdem sie ihren Raub vollbracht, knieete sie wieder nider, und kroch auf dieselbe Weise mit ihrer Beute wieder aus der Kirche. Niemand fand nun einen Anstos an ihrer ganzen Handlung; vielmehr war die allgemeine Meinung, daß Gott darüber nicht ungehalten auf die Marie sein werde, weil sie sie mit so grosser Andacht verrichtet hätte. — Statt also, daß andere Kirchenräuber während des Raubes lachen, und hernach, wenn sie erwischt und gestraft werden, weinen, weinte diese Kirchenräuberin, als sie raubte, und würde gelacht haben, wenn man sie hätte strafen wollen.

Daß die Religion tausendfältig gemisbraucht werde, Schandthaten, die man gegen die Welt ausübt, zu beschönigen, ist etwas Bekanntes; hier aber ist ein Beispiel davon, daß

man die Religion auch misbrauchen könne, Schandthaten gegen sie selbst zu beschönigen. Gewis das Höchste, wohin sich die Bosheit versteigen kann! Wie unerhörtdumm mus ein Volk sein, das sich durch solch heiliges Blendwerk bewegen lässet, den öffentlichsten Vergrif an dem, was ihm das Heiligste ist, zu billigen! Und — wär's möglich, daß die Marie selbst geglaubt hätte, ihren Kirchenraub durch die busfertige Andacht, mit der sie ihn beging, auf der Stelle wieder gut zu machen, oder gar zu heiligen: so wär's auch zugleich der untrüglichste Beweis davon, daß Schwärmerei bis zur Unglaublichkeit die Köpfe verrücken könne, und also das Abscheulichste sei, was man sich denken kann, weil kein Böses zu ersinnen ist, wozu sie nicht fähig machte.

Anton von Leva war zwar auch ein öffentlicher Kirchenräuber, aber er schlug dazu einen andern Weg ein. Statt, daß Marie von Padilla sich dabei den Mantel der Religion umlegte, gebrauchte er den Vorwand, daß er blos borge, dazu. Er befand sich in der Belagerung von Pavia, und konnte ebenfals seine Soldaten nicht bezahlen. So entkleidete er überall in den Tempeln die Heiligen von ihrem kostbaren Schmucke, und lies daraus grobe

Münze schlagen; er versprach aber den Heiligen dafür einen noch weit prächtigeren Schmuck, wenn er Ueberwinder bliebe. Nachher machte er es, wie die Gelübdemacher; die Gefar war vorbei, und er vergas sogar seiner wirklichen Schuld. Man erinnerte ihn daran, daß, wer borge, auch wieder bezahlen müsse; er erwiederte aber leichtfertig, daß der Kaiser bezahlen und die Heiligen wieder schmücken möge, denn für diesen habe er geborgt und die Heiligen geplündert.

Wer weis nicht auch aus den neueren Zeiten Beispiele, daß die Kirchenschätze von den Landesherren selbst zur Fortsetzung langwieriger Kriege frei und öffentlich verwendet wurden? Man entschuldigt dis mit der allgemeinen Noth; warum macht man aber nicht Friede? Wenn es unerlaubt ist, in einer vermeidlichen allgemeinen Noth das Kirchengut anzugreifen: so kann es auch kein Kirchenraub sein, wenn man dasselbe zur Verminderung unvermeidlicher allgemeiner Noth verwendet. Hieher gehören Theurung aus Miswachs, Viehseuche, grosser Brand u. s. w. Ueberhaupt empört es den geraden Menschensinn, wenn man in eine Kirche kommt, und da auf dem Altare einen wahren Luxus von kostbaren heiligen Gefässen

erblickt, während daß Krüppel und Blinde in Menge, die sich des Hungers kaum erwehren können, auf dem Kirchhofe umherliegen, und auf die Barmherzigkeit der Kirchengänger hoffen. Der Geist des christlichen Abendmahls verträgt sich nicht nur mit solchem eitlen Pompe nicht, sondern man sammlet ihn auch wirklich nur für die Diebe; denn irgend einmahl wird iede Kirche bestohlen — es geschehe nun nach Art des Anton von Leva, oder nach Art der Marie von Padilla, oder — nach Art gewöhnlicher Spitzbuben.

88.

Auffallend genug ist's, daß fast gerade um die Zeit, als Jesus von Nazaret unter den Juden auftrat, auch Apollonius von Tyana unter den Heiden auftrat, und ein ebenso grosses Aufsehen machte. In der That hat man auch Beide mit einander verglichen, und selbst Augustinus gibt zu, daß Apollonius wenigstens vor dem Jupiter den Vorzug verdiene. Es entstand daher der Glaube unter den Christen, daß der Teufel ihn recht absichtlich zu einer solchen Zeit, und zu kei-

ner andern, in die Welt gebracht habe, um Jesu bei seinen Absichten hinderlich zu sein. Man könnte aber eher sagen, daß die Vorsehung es so veranstaltet habe, um die Absichten Jesu zu befördern; denn, wie der ächte Edelgestein erst recht gewinnt, wenn man den unächten gegen ihn hält, so auch Jesus, der Wahrhaftige, durch Zusammenstellen mit dem Betrüger Apollonius.

Es ist nach der Geschichte nicht zu leugnen, daß Apollonius in Sitten und Lebensart, und in seinem ganzen Aeuserlichen viel Strenge beobachtet habe. Als ein eifriger Pythagoräer trank er keinen Wein, as kein Fleisch, trug keine Schuhe u. s. w., und übertraf also Jesum noch auf dieser Seite; welcher Vernünftige ist iezt aber nicht überzeugt, daß dis keineswegs zur Hauptsache gehöre? Ebenso mag es auch immerhin wahr sein, daß Apollonius sogenannte Wunder der damahligen Zeiten verrichtet, und, wie Jesus im Tempel zu Jerusalem, im Tempel des Aesculap, wo er sogar seine Wohnung aufschlug, Kranke aller Art geheilt habe; welcher Hellsehende ist aber iezt nicht auch über den Beweis weg, den sonst die Christen für Jesum aus den Wundern, wie die Heiden für den Apollonius, führten? Mehr Ehre bringt es

ihm, daß er die Mildthätigkeit angepriesen und selbst ausgeübt.

Wie wird uns aber, wenn wir lesen, daß er sich gerühmt habe, alle Sprachen zu wissen, ohne sie gelernt zu haben, die Gedanken aller Menschen zu erkennen, und die Göttersprüche zu verstehen, welche die Vögel durch ihr Pfeifen und Singen offenbarten? Wie wird uns, wenn es heisst, daß er es gern gesehen, wenn man ihn für einen Gott gehalten, und daß er es zugegeben, wenn man ihn angebetet habe? Wie wird uns, wenn man uns sagt, daß er hundert Jahre alt geworden sei?

O wie erscheint Jesus dagegen als der Wahrhaftige, der von allen kindischen Grossprechereien frei war, und von keinem andern Gottessprüche wuste, als den Gott durch die Vernunft thue; der, weit entfernt davon, Gott gleich sein zu wollen, vielmehr einer der eifrigsten Verehrer und Anbeter Gottes war, und sogar allen Dank, den ihm seine Gesundgemachten abstatten wollten, an Gott hinwies; der nur drei und dreissig Jahre alt ward, aus Gemeinnützigkeit nicht älter werden wollte, und zu sterben recht eilte!!! Gewis, wer die Sache der Menschheit am rechten Ende angreift, und die

Volkstäuschungen der Priester aufdeckt, der wird nicht hundert Jahre alt, wie Apollonius.

Man sage nicht, daß Apollonius doch den Statthalter zu Cadix zum Aufstande gegen den Kaiser Nero gereitzt, und daß er gegen den Kaiser Domitian gern die ganze Welt aufgebracht hätte; — dis heisst nicht nur die Sache der Menschheit am unrechten Ende angreifen, sondern es kleidet auch den Mann nicht, der sich durch seine vollkommene Tugend auszeichnen will. Hier, hier ist's, wo sich der falsche Heilige von Tyana mit dem wahrhaftigen Heiligen von Nazaret nicht messen darf. So gern er diesem nachahmte und nachäffte, so vergas er sich doch, wenn es auf Gehorsam und Unterthänigkeit gegen die Obrigkeit ankam, wollte, statt den Gesetzen sich zu fügen, den Gesetzgeber überall spielen, predigte Aufruhr, und zeigte sich dadurch vorzüglich in seiner Unächtheit.

Sonderbar ist's, daß er in früheren Jahren besser dachte, und mehr als einen Aufstand sogar beilegte. Zu Aspende in Pamphilien fand er das Volk in Begrif, seine Obern zu verbrennen, weil sie den Reichen nicht Einhalt gethan, welche durch Aufschüttung des Getraides eine fürchterliche Hungersnoth bewirkt hatten. Man

weis, daß Aufruhr aus Hunger der unzubändigendste sei; dennoch bändigte ihn Apollonius, und noch dazu — ohne ein Wort zu sprechen. Er befand sich eben damals in den Jahren, welche er auf gut pythagorisch stumm zubrachte; ist es möglich, sich ein kräftigeres Schweigen zu denken? Gehört es nicht unter die Fabeln, so müste man zu seiner Ehre wünschen, daß er lebenslang pythagorisch stumm geblieben wäre; er hätte dann wenigstens nicht Aufruhr predigen können. Doch ward sein Herz einmahl umgestimmt, so konnte er nun durch sein beredtes Schweigen ebenso Aufruhr bewirken, als ehemals Aufruhr dämpfen. Was soll man aber von einem Manne denken, der in der Jugend durch Schweigen Aufruhr dämpft, und hernach im Alter durch überlautes Geschrei Aufruhr zu bewirken sucht? Auf ieden Fall gewinnt Jesus von Nazaret desto mehr, ie mehr man den Apollonius von Tyana mit ihm vergleicht. Es ist also gut, daß dieser da war, um von uns nun gegen ienen gestellt werden zu können; es ist gut, daß Beide fast zugleich da waren, und daß Apollonius Jesum so lange überlebte. Was kann nun mehr für Jesum, als den Wahrhaftigen unter Beiden, zeugen, als dis, daß sein

Ansehen das Ansehen des Apollonius unendlich länger überlebt hat?

89.

Dem Porphyrius, der die Brachmanen wegen ihrer ausserordentlichen Mässigkeit, Strenge gegen sich selbst und Lebensverachtung lobte, ward die Frage vorgelegt, was aus der Welt werden solle, wenn auf sein Wort alle Menschen Brachmanen würden; er antwortete aber getrost, daß man deshalb ganz ruhig sein könne, weil nur Wenige sich an ihn kehren würden.

Es ist nicht zu leugnen, daß diesen indianischen Weltweisen allerlei Thorheiten in Ansehung ihrer Lebensart und Sitten nachgesagt werden, wie dann auch ihr Lehrgebäude grossentheils auf Fabeln ruhete; es widerfare ihnen aber doch die Ehre, welche ihnen gebührt!

Da sie sich einmahl der höheren Weisheit gewidmet hatten, und wenig für sich brauchten, so darf es ihnen nicht zum Vorwurfe gemacht werden, daß sie weder Acker- noch Weinbau, weder Vieh- noch Baumzucht, noch sonst irgend

ein Gewerbe, oder Verkehr, trieben. Sie lebten blos für ihre Wissenschaft, und da gereicht es ihnen zum Ruhme, daß sie die Würde derselben zu behaupten wusten. Man kann nicht sagen, daß sie zur Mittheilung ihrer Kentnisse schwer zu bewegen gewesen wären, wer sie aber hören wollte, muste zu ihnen kommen; sie drängten sich nicht nur Andern nicht auf, sie kamen auch nicht, wenn sie gerufen wurden, und wenn sie ein König rufen liesse. Es kann sein, daß einige von ihnen immer an den Höfen als Räthe gelebt haben; diesen Fall aber abgerechnet, muste selbst Alexander, als er sie kennen lernen wollte, und es doch unter seiner Würde hielt, zu ihnen zu gehen, durch Abgesandte an sie seine Neugier befriedigen. Wer nun kam, um sie zu hören, der muste auch blos hören, und durfte kein Wort dazwischen sprechen, oder ein störendes Geräusch machen; sonst ward er auf den ganzen Tag von der Zuhörerschaft ausgeschlossen. Diejenigen unter ihnen, welche nach einer bestimten Reihe von Jahren heirathen durften, nahmen sich wohl in Acht, ihren Weibern die Weltweisheit mitzutheilen. Sie fürchteten entweder ihre Schwatzhaftigkeit, wenn sie hernach unter Ungeweihete kämen, oder ihre Aufklärung, welche sie in der Folge von der Unterthä-

nigkeit gegen ihre Männer abwendig machen könnte.

Die Art, wie die Brachmanen ihre Schüler erzogen, war die musterhafteste von der Welt. Sie kamen schon zu den Müttern, deren Kinder sie aufzunehmen gedachten, während ihrer Schwangerschaft, und thaten blos, als wollten sie ihren Segen zu einer glücklichen Niderkunft ertheilen; im Grunde aber kamen sie, um gute Vorschriften für die ersten Erziehungsiahre zu geben. Sie gaben genau darauf Acht, ob die Mutter an ihren Reden ein Wohlgefallen hätte. War dis, so nahmen sie das Kind in einem gewissen Alter zu sich, und gaben ihm von Zeit zu Zeit Lehrmeister, wie sie sich für dasselbe schickten. Dieienigen Zöglinge, welche eigentlich den Nahmen der Schüler nun schon verdienten, speiseten zusammen. Ehe die Mahlzeit aufgetragen ward, geschah von ihren Lehrern die Frage an sie, ob sie seit Sonnenaufgang schon etwas Gutes verrichtet hätten, und worin selbiges bestände. Da war es eine Lust, zuzuhören. Der Eine erzählte, wie er einen glücklichen Schiedsrichter zwischen Streitreden gemacht — der Andere, wie er seinen Freund von einem falschen Verdachte gereinigt — noch ein Anderer, wie er seinen Feind wieder gewon-

nen — wieder ein Anderer, wie er einen schweren Befehl seiner Eltern erfüllt — und noch ein Anderer, wie er etwas durch sein eigenes Nachdenken gefunden, u. s. w. Wer ganz und gar nichts Gutes darthun konnte, ward vom Tische zurückgewiesen, und bekam nichts zu essen. — Hier hätte Porphyrius auf die Frage, was aus der Welt werden sollte, wenn alle Menschen Brachmanen würden, mit vollem Rechte antworten können: wollte Gott, daß sie es schon wären!

Die weltbekannte Gleichgültigkeit der Brachmanen gegen das Leben hatte wenigstens einen vortreflichen Grund. Man sagt, daß sie sich selbst verbrannt hätten; man sagt sogar, daß sie nicht in das Feuer gesprungen, sondern mit einem ernsthaften Schritte und mit philosophischem Anstande hineingegangen wären. Es ist nicht zu glauben, daß dis zu ihren Gebräuchen gehört habe, wenn es auch von einigen geschehen wäre; erwiesen aber ist ihre Ruhe, mit der sie vom Tode sprachen, und dem Tode in die Arme sanken. Dis kam daher, daß sie fest glaubten, daß unser Leben als der Zustand der Empfängnis, und der Tod als die Geburt zu einem wahrhaftigen und seligen Leben betrachtet werden müsse. O die guten Brachmanen! Was

aus der Welt werden würde, wenn alle Menschen Brachmanen würden? Die vernünftigste, sittlichste Welt — eine wahre Menschenwelt! Daß sich wenigstens an den Brachmanen die Christen spiegeln wollten, deren Lehrgebäude fast ganz und gar auf dem Glauben an ein künftiges vollkommeneres Leben ruhet, und die sich bei aller ihrer Ueberzeugung davon oft doch nicht von der Knechtschaft der Todesfurcht und der Weltliebe losreissen mögen!

90.

Wenn Ablancourts Geist auf den Männern unseres Zeitalters mehr ruhete, so würde es in Geselschaften nicht nur des Spiels nicht bedürfen, um keine Langeweile zu haben, sondern man würde auch nie weniger vergnügt auseinander gehen, als man zu einander ging.

Abancourt, eigentlich Perrot, war einer der unvergleichlichsten Geselschafter; sein Umgang war eben so angenehm, als lehrreich. Unerschöpflich an Erzählungsstof und Witz, sprach er viel, und man konnte durch ihn die grösseste Geselschaft unterhalten. Dennoch waren es nie

alte bekannte Dinge, die er verhandelte; dennoch schien es auch gar nicht, als wenn er aus dem Stegereife spräche, sondern als wenn er auf Alles vorher studirt hätte. Er scherzte gern, er spottete sogar gern; hier ist's aber, wo er am liebenswürdigsten erschien. Sein Scherz hielt sich immer in den Schranken guter Sitten; sein Spott war iederzeit so fein, daß er auch die nicht beleidigte, welche er traf. Man war deshalb so eingenommen von ihm, daß man hernach wünschte, daß Jemand ihm immer zur Seite gewesen sein möchte, der Alles, was er gesprochen, aufgeschrieben hätte.

Wer sollte nicht voraussetzen, daß ein so angenehmer Geselschafter auch ein sehr gesunder Mann gewesen sein müsse? Dennoch war dis Ablancourt gar nicht; er litte vielmehr lebenslang an heftigen Steinschmerzen, die er als ein Erbübel von seinem Vater zur Mitgabe bekommen hatte. Werden hierdurch seine Unterhaltungslust, seine frohe Laune und seine sanfte Satire nicht erst wahrhaftig achtungswürdig? Wird aber nun nicht auch Jeder noch neugieriger, zu erfaren, wodurch er sich dessen ungeachtet zu einem so lieben Geselschaftsmanne gebildet habe?

Ablancourt hatte viel Geistestalente, fühlte sie bald, und fing auch frühzeitig an, sie auszubilden und anzuwenden. In seinem dreizehnten Jahre hatte er seine Schulstudien schon glücklich geendigt. Von da an legte er sich mit gleichem Eifer auf die höheren Wissenschaften. In allen, die er davon trieb, ward er bald wohl bewandert. Nun legte er sich aufs Lesen. Er las mit einem ganz seltenem Eifer alte und neue Schriftsteller, besonders im historischen; und im Reisefache; wobei ihm seine vollkommene Kentnis vieler alten und neuen Sprachen ungemein zu statten kam. Sein durchdringender Verstand lies ihn über Alles, was er las, auf das richtigste urtheilen, und seine lebhafte Einbildungskraft machte, daß er es auf das deutlichste mittheilen konnte. — So erwarb er sich das Talent, ganze Geselschaften lehrreich zu unterhalten, und ihnen immer etwas Neues sagen zu können.

Den guten Ton aber, in dem er sprach, die Sittlichkeit beim Scherzen und die Feinheit beim Spotten hatte er dadurch gebildet, daß er nur mit den edelsten Personen beiderlei Geschlechts umging. Auch ist kein Zweifel, daß seine warme Liebe zur Religion daran ebensoviel Antheil gehabt haben möge, als

an seiner heldenmüthigen Standhaftigkeit, mit der er seine lebenslänglichen Steinschmerzen trug, und an denen er noch in den Armen seiner Schwester starb. Ein vollkommen angenehmer Gesellschafter aber ward er dadurch, daß er sich's zum festen Grundsatze machte, ie mehr Andere von ihm eingenommen wären, desto weniger selbst von sich eingenommen zu sein.

Diesen Grundsatz befolgte er auch als Gelehrter, und darum ward er lieber Uebersetzer guter Bücher, als Selbstverfasser von dergleichen, ob es ihm gleich an nichts, was hierzu gehört, fehlte. Man wollte einst die Ursache hiervon ausdrücklich von ihm hören; da erwiederte er — „ein Prediger bin ich nicht, ein Advokat auch nicht, daß ich etwas Neues in Kanzelreden oder in Gerichtsreden herausgeben könnte; Staatsschriften aber sind schon überflüssig da, und in der Sittenlehre kann man nichts mehr thun, als den Plutarch und den Seneka wiederholen. So macht man sich um's Vaterland mehr verdient, wenn man gute Bücher, die schon da sind, übersetzt, als wenn man selbst neue verfertigt, in welchen doch nur selten auch etwas Neues enthalten sein kann."

Wenn unsere iungen Männer es so anfingen, wie Ablancourt, so würde es ihnen auch so

gehen, wie dem Ablancourt, den die auserlesensten Geselschafter haben musten, wenn sie vollkommen vergnügt sein wollten. Studiren, lesen mus man wacker, so kann man hernach Andere lehrreich unterhalten; fortstudiren, fortlesen mus man, so kann man ihnen immer etwas Neues sagen. Nur an gesittete und ausgebildete Menschen mus man sich, sobald man in die Welt tritt, anschliessen, um seinen Sitten dadurch auch Güte und Feinheit zu geben. Dem Dünkel mus man von Jugend auf widerstehen, und sichs zur heiligen Pflicht machen, ie mehr man von Andern geliebt wird, desto mehr sich zu bestreben, ihre Liebe erst noch recht zu verdienen. Dann wird man in Geselschaften munter sein, ohne läppisch zu werden, scherzhaft, ohne zu verstossen, und satirisch, ohne zu kränken. So Ablankourt; — o Geist Ablancourts, komm doch über alle unsere Jünglinge aus den besseren Häusern, und bleib auf ihnen, wenn sie Männer sind!

91.

Die Engländer gehören zu denienigen Völkern, welche das Christenthum auf eine evangelischere Weise empfangen haben.

Pabst Gregorius der Erste war es, der den Abt eines von ihm selbst gestifteten Klosters, Nahmens Augustin, nebst einigen Mönchen nach ihrer Insel absendete, um ihr Bekehrungsgeschäft zu unternehmen. Ethelred, der damals in England regirte, hatte eine sehr ausgebildete Gemahlin an Berthen, der Tochter Chariberts von Frankreich, deren Eifer für die christliche Religion bis nach Rom erschollen war. An sie wendeten sich die Bekehrer. Berthe hatte durch ihren Verstand viel Gewalt über Ethelred, und wuste es dahin zu bringen, daß er sie wenigstens hören, und nicht ganz unverrichteter Sachen zurückreisen lassen möchte.

Die Mönche erhielten darauf Audienz, aber nicht anders, als im offenen Felde, damit, wenn sie den König etwa behexen wollten, ihre Zauberkünste in freier Luft ihre Kraft verlöhren. Ethelred lies sie ihre Predigt halten, und hörte sie, ohne sie zu unterbrechen, und sehr aufmerksam, an. Als Abt Augustin fertig war, gab er ihm zwar sein Wohlgefallen an der christlichen

Lehre zu erkennen, äurserte ihm aber auch sein grosses Mistrauen, das er auf die Wahrheit aller der schönen Sachen, die er gehört, und besonders auf die Gewisheit der prächtigen Versprechungen vom ewigen Leben, setze; weshalb er lieber das, was er von seinen Vorfaren erhalten habe, behalten, als etwas Ungewissem nachlaufen wolle.

Berthe, als sie sah, daß Ethelred auf seinem Glauben fester stehe, als sie gedacht, lies zum Scheine nach, und bat ihn, blos zu erlauben, daß die römischen Mönche in seinem Reiche predigen dürften. Dis lies er nicht nur zu, sondern gab auch öffentliche Freiheit, ihre Lehre anzunehmen, wenn man sie für besser fände, als den alten Glauben.

Berthe bekam hierdurch neuen Muth. Sie lud die Mönche zuweilen nach Hofe, und hatte das Vergnügen, zu sehen, daß sie Ethelred ihrentwegen freundlich und immer freundlicher willkommen hies. Und — so gelang es ihr endlich, ihn zu bewegen, daß er selbst das Christenthum annahm.

Kaum war dis geschehen, so wirkte, wie gewöhnlich, das Beispiel des Königs, wie auf die Grossen des Hofes, so auf das Volk, und die Mönche hatten nichts zu thun, als zu taufen.

Dennoch wollte die Aufnahme des Christenthums nicht sogleich allgemein werden; was thaten da die Mönche? Sie benahmen sich ächtevangelisch, und riethen dem bekehrten König, auf keine Weise Bekehrungsgewalt gegen seine Unterthanen zu gebrauchen, sondern Jeden bei seinem alten Aberglauben zu lassen, der dabei bleiben wollte, weil die Nachfolge, welche man Jesu leiste, freiwillig sein müsse. O über die braven Mönche! hätten ihre Nachfolger immer so fortgedacht, und an aller Welt Enden so fortgehandelt, wie wäre das Christenthum unbeschimpft und unverflucht geblieben! welch eine liebenswürdige Geschichte wäre die Geschichte seiner Ausbreitung! wie weit würde es nach dem Plane seines Stifters nun schon unter die Weltvölker verpflanzt sein!

Ethelred befolgte den Rath seiner Lehrer; er that noch mehr, und begegnete den noch Unbekehrten unter seinen Unterthanen mit vorzüglicher Leutseligkeit. Nun waren alle Herzen für ihn und für das Christenthum zugleich gewonnen. — Dis geschah am Schlusse des sechsten Jahrhunderts; wie viel gibts der Länder und Eiländer, wo das Christenthum so evangelisch an- und aufgenommen ist, als in England?

Wollte man dagegen einwenden, daß ein Weib hier der Sache des Christenthums den Schwung gegeben, und daß dis unter seiner Würde sei: so darf getrost geantwortet werden, daß es doch wohl besser sei, das Christenthum mache sein Glück durch ein Weib, als — durchs Schwerdt. Hier zwang kein König den andern zum Christenthume; hier zwang kein König sein Volk dazu. Liebe gab dabei den ersten Ton an — Liebe den letzten.

92.

Der ältere Cato empfing das Lob, daß er der römischen Republik durch die Kriege, welche er gegen die bösen Sitten geführt, ebenso nützlich gewesen sei, als Scipio durch seine Siege über die Feinde. In der That gibt es auch für die Republiken, wie für die Völker überhaupt, keinen gefährlicheren Feind, als iene. Der Wohlstand pflegt ihre Mutter zu sein; sie sind aber einer Tochter gleich, die Muttermord ausübt, und zerstören unleugbar in der Folge den Wohlstand, der sie gebar.

Zu Rom fing die Verschwendung an einzureissen, und alle mit ihr verwandte Laster herbeizuführen. Das Sittenrichteramt war eben zu besetzen. Es trachteten viele darnach — auch Cato. Cato, der schon die höchsten Ehrenstellen ausser dieser bekleidet hatte, was als ein grosser Verächter aller Weichlichkeit nicht nur, sondern auch aller Gemächlichkeit, allgemein bekannt. Man sah ihn nur ein einziges Pferd halten, und es selbst warten; man sah ihn mit seinen Sclaven den Acker bearbeiten, mit ihnen an einem Tische essen, und einerlei Wein mit ihnen trinken; wer schickte sich also besser zum öffentlichen Sittenrichter, als er? Aus diesem Grunde zog ihn das Volk allen seinen Mitwerbern vor; aus diesem Grunde boten aber auch die schwelgerischen Patricier alle ihre Kräfte auf, um seine Erwählung zu verhindern. Das Volk drang iedoch durch, und Cato ward Sittenrichter. Nie hat iemals ein Sittenrichter sein Amt hernach auch vollkommener v e r w a l t e t, als er. Er wendete alle seine Strenge, seine ganze grosse Beredsamkeit, und das gesamte noch grössere Gewicht seines eigenen musterhaften Lebens dazu an, die Römer in die Grenzen der Mässigkeit und Tugend zurückzuführen. Braucht man mehrere Belege hierüber zu wissen, als den ein-

zigen, daß er einen Rathsherrn darum absetzte, daß solcher seine eigene Frau in Gegenwart der Tochter geküsst hatte? So übertrieben dis war, so kann man doch daraus auf alles Andere am sichersten weiter schliessen. Als ihm daher endlich das Volk auch eine Bildsäule setzte, erwähnte die Inschrift derselben weder seines Prätorats, noch seines Consulats, sondern drückte blos den Gedanken aus, daß er die verfallenen Sitten in der Republik wiederhergestellt habe.

Es währete zufälligerweise lange, ehe man ihm ein öffentliches Denkmahl setzte, ob man gleich sonst sehr freigebig damit war; dis schien aber gar keinen widrigen Eindruck auf ihn zu machen. Er lachte vielmehr, wenn Andere, deren Bilder öffentlich aufgestellt wurden, sich dadurch geschmeichelt fanden, und pflegte mit einem edlen Stolze zu sagen — „diese Männer vergessen ganz, daß sie nur durch die Kunst abgebildet da stehen; vom Cato trägt ieder Bürger mit Wohlgefallen das Bild in seinem Herzen umher." Und, als ihm Jemand seine Verwunderung darüber bezeigte, daß ihm noch keine Säule gesetzt sei, da doch Vielen unverdienterweise diese Ehre widerfare, gab er die herrliche Antwort — „ich will lieber, daß die Nachwelt

frage, warum mir keine Bildsäule gesetzt sei, als warum mir dergleichen gesetzt sei."

Man findet es häufig, daß diejenigen, welche einen grossen Staat wohl regiren, ihrem eignen Hause schlecht vorstehen, und daß sie, die durch die Zucht eines ganzen Volks berühmt sind, Schimpf und Schande von der Zucht ihrer eignen Leute haben; beim Cato aber fand man das Gegentheil, und sein Haus stellte gleichsam ein Model im Kleinen davon vor, wozu er Rom im Grossen machen wollte. Mässigkeit und Ordnung herrschten überall darin. Er war ein guter und treuer Gatte; nur nach dem Tode seiner Frau hatte er eine geheime Liebschaft. Sobald er aber erfur, daß sein Sohn daran einen Anstos nehme, verheiratete er sich wieder, und zwar ohne auf seinen Stand zu sehen; und als dieser unwillig ward, daß er eine Stiefmutter bekommen solle, gab er ihm die liebreiche Weisung — „Alles gut, was du sprichst; ich erkenne dich ganz daraus, und habe dich nun erst recht lieb; ich wünsche aber noch mehr dergleichen Söhne der Republik einst zu hinterlassen, wie du bist." In der That machte ihm auch dieser Ehre. Er hatte ihn nicht nur gut erzogen, sondern auch ganz und gar selbst erzogen, und sein Herz bei Zeiten, wie seinen Verstand,

ausgebildet. Sein Grundsatz war dabei gewesen, nie mehr auf sich selbst bei allen seinen Handlungen und Reden Acht zu geben, und nie mehr in sittlicher Vollkommenheit zu erscheinen, als — in Gegenwart seines Kindes. Von der Zucht seiner Knechte macht Plutarch eine in ihrer Art fast einzige Beschreibung. Er pflegte sie klein zu kaufen, damit er sie noch ziehen könnte, wie er wollte. Keiner von ihnen durfte aus dem Hause gehen, wenn er von der Herrschaft nicht verschickt ward. Schweigen musten sie meisterlich lernen, und, wurden sie, wenn sie ausgeschickt wurden, gefragt, was Cato mache, so durften sie nichts antworten, als — ich weis es nicht. Jede Nachlässigkeit strafte er an ihnen auf der Stelle; sollte aber einer von ihnen nach damahligem Rechte der Herren am Leben gestraft werden, so geschah es nicht eher, als bis alle seine Mitknechte ihn des Todes würdig erklärt hatten; u. s. w.

Dieser grosse, grosse Mann dient iedoch aber auch zu einem wichtigen Beweise für die traurige Wahrheit, daß auch das vollkommenste Gemählde nicht ohne Fehler sei, und daß der sittlichste Mensch oft gerade dadurch, daß er sich vor diesem oder ienem Laster ganz ausserordentlich zu bewahren sucht, gerade in das entgegen=

gesetzte falle. Cato, der abgesagteste Feind der Verschwendung, hatte nur einen Schritt zu thun, um ein Geitzhals zu werden. Er that ihn, und ward dadurch ein Wucherer von erster Grösse. Daß er es für seine eigene Person ward, ist noch nicht das schlimmste; er wollte auch seinen Sohn dazu machen, und empfohl ihm zum Wahlspruche — „einer Wittwe ist's zu verzeihen, wenn sie nicht täglich reicher wird, aber nicht einem Manne." Wie stimmte dis mit der übrigen herrlichen Erziehung, die er seinem Sohne gab? Es ist dieselbe Frage, als — wie stimmte seine Gewinnsucht mit seinen übrigen herrlichen Grundsätzen? Hatte er nun aber an sich selbst einmahl diesen groben sittlichen Fleck, so konnt's auch nicht anders sein, als daß er ihn auf seinen Sohn fortzupflanzen suchte, meinend, er pflanze etwas Schönes dadurch auf ihn fort.

93.

Es ist nicht zu bewundern, wenn geschickte und redliche Advokaten sich nie aus ihrem Stande

herauswünschen, und sich auch durch die glänzendsten Aemter, welche ihnen angeboten werden, wie ehemals Anton Arnauld zu Paris, nicht bewegen lassen, aus ihm herauszugehen. Er hat in der That für Leute von Kopf und Herz zu viel Anziehendes.

Gewährt es nicht schon viel Vergnügen, auch nur in gewöhnlichen Gesellschaften eine gute Sache zu vertheidigen, die Unschuld Anderer zu beweisen, und gekränkte fremde Ehre zu retten? Wie viel seliger mus sich ein Mann fühlen, der dis in öffentlichen Gerichten thut, wo er dadurch noch unweit grösseres Gutes stiftet! Sein ganzes Leben nun in dergleichen Geschäften verleben — welche Art zu leben geht wohl an wahren Daseinsgenüssen drüber?

Und — Unabhängigkeit von den Grossen — wenn man sie haben kann, wer hat sie nicht gern? Man bekommt wohl von ihnen ein Amt; aber wie es ihre Gnade gab, so kann es auch ihre Ungnade wieder nehmen. Steht vollends ausdrücklich in der Bestallung, daß sie es nach viertel- oder halbiährigen Aufkündigung anderweit zu vergeben sich vorbehalten — welch ein Frohndienst ihres Eigensinnes, ihrer Launen, oder gar ihrer unbegrenztesten Zumuthungen ist

ihr Dienst dann oft! Der Sold, den sie geben, ist ohnehin nach den wohlfeilen Preisen des vergangenen Jahrhunderts bestimmt; wie bald kann sich ihn ein geschickter und redlicher Advokat, wenn er fleissig ist, erwerben!

Es käme also nur noch darauf an, ob das Sachwalterwesen auch Ehre genug einbringe. — Hier lasset uns zurückkommen auf Anton Arnauld zu Paris! Als König Heinrich der Vierte seinem Gäste, dem Herzog von Savoien, ein Geistesfest ausrichten wollte, führte er ihn an einem Tage ins Parlament, an welchem Arnauld eine schöne Sache zu vertheidigen hätte. Als Arnauld seinen allerwichtigsten Proces, den Proces der Universität zu Paris gegen die Jesuiten, gewonnen hatte, und das dafür erhaltene Geschenk unter der Erklärung, daß er diese berühmte Sache umsonst ausgeführt haben wolle, zurückschickte, verewigte die Akademie das Andenken seiner ihr geleisteten Dienste, und verpflichtete sich an Eides Statt, ihm, seinen Kindern und spätesten Nachkommen nach Klientenart ergeben zu sein. Und — als Arnauld starb, ruhete das Volk nicht eher, bis man seinen Leichnam einige Tage hindurch noch zur Schau ausstellte.

„Aber freilich — dann mus ein Advokat auch das Seinige so gelernt haben, wie Arnauld; dann mus er auch nur lauter gute und gerechte Sachen annehmen, wie Arnauld; dann mus er zuweilen auch den blossen Gewinn eines allerwichtigsten Processes für seine schönste Bezahlung rechnen. Thut er so, so wirft seine Praxis auch wohl noch gar das Beste für ihn ab, was ihm die Welt geben kann — ein liebenswürdiges Weib.

Kaum hatte Arnauld einst die Vertheidigung einer wackeren Sache wacker geführt, so trug ihm ein reicher Mann seine gute und schöne Tochter an. Arnauld hatte sie längst unaussprechlich geliebt, und nicht um sie anzuhalten gewagt. Jetzt gab sie ihm der Vater selbst; aus seiner Hand nahm er sie freudig an; unter seinen Augen führte er mit ihr das glücklichste Leben. Wohl mir, soll er hernach oft gesagt haben, daß ich nicht Staatssekretär ward! So müste ich nun wohl die bösesten Dinge ausfertigen, und wäre Sklav, und hätte mein Weib nicht, und — dis wollen wir hinzusezzen — nach deiner Leiche hätte sich wohl kein Mensch umgesehen.

94.

Man begreift es kaum, wie die klugen Römer die Sitte unter sich dulden konnten, daß die Rathsherren ihre Knaben in die Versamlungen des Senats mitbringen, und bei den wichtigsten Verhandlungen gegenwärtig sein lassen durften. Sollten die iungen Bursche etwa dadurch frühzeitig den Gang der öffentlichen Geschäfte kennen lernen? Sollten sie so früh, als möglich, dadurch mit Eifer für das allgemeine Beste beseelt werden? Diese Vortheile konnte man auch auf andere Weise erhalten, ohne zugleich die Republik der Gefar auszusetzen, daß ihre wichtigsten Geheimnisse vor der Zeit ausgeplaudert würden; denn, wenn etwas gleich bekannt werden soll, so lasse man es nur eine Menge von iungen Leuten hören, die es erst zu Hause erzählen, und sich dann allenthalben, wohin sie kommen, durch die Mittheilung ihrer aufgegriffenen Neuigkeiten wichtig zu machen suchen.

Es war also vorauszusehen, daß die unüberlegterweise eingeführte römische Sitte gewis über lang oder kurz abgeschaft werden würde. Zum Glück, daß kein unangenehmer, sondern ein wahrhaftigschöner Vorgang dazu Gelegenheit gab.

Man konnte einst über eine Sache von sehr grosser Wichtigkeit nicht zum Schlusse kommen, verschob sie also bis zum folgenden Tage, und gebot bis dahin Stillschweigen darüber. Was der Rath sich nur von diesem Gebote versprechen konnte, da so viel iunge Bursche es zugleich bekamen! Sollte es etwa auch eine Uebung im Schweigen für diese sein? Sollten sie eine recht grosse Probe iezt davon ablegen, daß sie schweigen könnten? Wie zu viel wagte man doch auch hierdurch um einen wahrhaftiggeringen Preis! Das Verbot, von etwas zu reden, macht ia iungen Leuten solches nur noch wichtiger; ie wichtiger ihnen aber etwas ist, desto mehr Ansehen können sie sich durch die Erzählung davon geben.

Der Rathsherr Papyrius muste vermuthlich selbigen Tages mit einer finstern Mine aus dem Senat nach Hause gekommen sein; denn seine Frau ward neugierig, zu wissen, was berathschlagt worden sei, und glaubte sich deshalb zum besten an ihren Knaben wenden zu können, der der Versammlung der Väter auch mitbeigewohnt hatte. Der iunge Papyrius wies seine Mutter damit ab, daß ein strenges Verbot ergangen sei, davon zu reden. Hierdurch ward sie nur noch neugieriger, und lies nicht ab, auf

alle Weise das Geheimnis von ihm zu erforschen. So nahm er zu einer Notherdichtung seine Zuflucht, und erzählte ihr, daß man über die Frage nicht habe einig werden können, ob es der Republik heilsamer sei, einem Manne zwei Frauen, oder einer Frau zwei Männer, zu geben?

Frau Papyrius, welche voraussehen zu können glaubte, daß der Schlus darüber am Ende doch zu Gunsten der Männer ausfallen werde, entsetzte sich darüber sehr, und eilte, diese Nachricht ihrem Geschlechte überall unverzüglich mitzutheilen. Tags darauf also erschien ein grosser Haufe von Damen vor dem Rathsaale; alle baten sie unter Thränen, daß man ihnen lieber erlauben möchte, zwei Männer, als ihren Männern, zwei Weiber zu nehmen.

Die Rathsherren konnten den Zusammenhang dieser Frauenbitte sich gar nicht erklären; bis der iunge Papyrius auftrat, und ihnen das Räthsel lösete. Die ganze ehrwürdige Versamlung bewunderte den ebenso witzigen, als wakkern Knaben, sah nun aber auch ein, wie wenig das fernere Beisein solcher iungen Bursche bei den Verhandlungen der öffentlichen Angelegenheiten zu rathen sei. Die gefärliche Gewohnheit ward sogleich abgeschaft; dem iungen Pa-

pyrius zu Ehren aber ward feierlich verordnet, daß er der einzige und der letzte junge Mensch sein sollte, der in Zukunft seinen Vater in den Senat begleiten, und daselbst allen und ieden Verhandlungen, auch den allerwichtigsten, nach, wie vor, beiwohnen dürfe. Dis ist's, weshalb er in der Geschichte den Zunahmen Prätextatus trägt.

95.

Der englische Prälat Hall wünschte sich eine der stärksten Leibesbeschaffenheiten, um einer der unmässigsten Menschen sein zu können. Als man ihn fragte, worin? antwortete er — im Studiren.

Gewis — gros ist der Vorzug, bei einem ausserordentlichen Hange zu den Wissenschaften auch einen Körper zu besitzen, der den schädlichen Einflüssen, welche starke und anhaltende Geistesanstrengungen auf ihn haben, wacker Widerstand leistet. Wer täglich, ohne seiner Gesundheit zu schaden, zwölf bis funfzehn Stunden studiren kann — wie weit vermag er es zu

bringen! Wenig Gelehrte aber nur können sich dieser Glückseligkeit rühmen, und noch wenigere von denen, welchen sie einmal versagt ist, wissen sich in ihr Schicksal zu fügen.

Eben iener Joseph Hall verstand sich seines erwähnten Wunsches ungeachtet dennoch auch hierauf, und sein Beispiel müsse allen Verehrern der Wissenschaften, deren Blut und Nerven ihrem Studireifer nicht entsprechen, immerdar nachahmungswürdig scheinen!

Hall war schwächlich, und seine Freunde, welche wusten, daß er die Wissenschaften bis zur Schwärmerei liebte, waren deshalb besorgt für ihn. Er erklärte ihnen aber, daß ihre Besorgnis unnöthig sei, und zwar also — „So oft ich mich über die Gebür anstrengen will, verweiset mir es ia eben mein schwacher Körper, und ruft mir zu — wenn du dich doch lieber mit geringeren Kentnissen begnügtest, als daß du dich deiner Gesundheit berauben willst! Hierauf höre ich dann, und schicke mich geduldig in mein Loos, daß ich nicht so gelehrt soll werden können, wie ich will.“ — Kann in einer solchen Lage etwas Vernünftigeres gesagt werden?

Man nehme an, daß ein schwächlicher Gelehrter auch nur sein selbst wegen immer gelehrter zu werden suche; wird er seinen Zweck eher

erreichen, wenn er seine Natur nothzwängt, sich bei den Büchern annagelt, und sich den Kopf völlig wüste macht, gerade so, wie ein Trunkenbold, der doch weis, daß er nicht viel vertragen könne, oder, wenn er abbricht, sobald er fühlt, es werde ihm zu viel, sich zerstreuet, und dann, durch Zerstreuung und Ruhe gestärkt, wieder an seine Kopfarbeit geht? Und — was hat er denn davon, wenn er nicht so thut, gesetzt auch, daß er bis zur Unaussprechlichkeit gelehrt würde? Seine Gelehrsamkeit soll ihm ia Geistesvergnügen und Geistesfreude über sich selbst gewähren; — ein in der That reiner und edler Geschmack an Freuden, den er zeigt! kann er aber diese wohl recht geniessen, wenn er seine Gesundheit dafür ganz und gar aufopfert? Gehts ihm mit seinen himlischen Schätzen alsdann nicht ebenso, wie dem kranken Reichen mit seinen irdischen Schätzen, der diese auch nur besitzt, ohne ihrer froh zu werden?

Sucht ein schwächlicher Gelehrter aber vollends auch darum immer gelehrter zu werden, damit er der gelehrten Welt recht nützlich werde: wie zweckmässig handelt er auch da durch seinen Studireifer, der ausser alles Verhältnis mit seinen Körperkräften tritt! Er wird auf

jeden Fall mehr Nutzen stiften, wenn er diese schont, als wenn er sie nicht schont. Wer täglich nicht mehr arbeitet, als er vermag, der arbeitet mit Gewisheit im Ganzen weit mehr, als wer sich eine Zeitlang so überarbeitet, daß er hernach wohl zehnmal so lange gar nicht arbeiten kann.

Es wäre schlimm, wenn dergleichen Zurechtweisungen in unsern Tagen für überflüssig erklärt würden; dis hiesse ebensoviel, als behaupten, daß die Unmässigkeit im Studiren in der Masse Vergang genommen hätte, in welcher alle andere Arten von sinnlichgrober Unmässigkeit zugenommen hätten. Da möchte man in der That den Kaiphas machen, und sprechen — lieber lasst einige Gelehrte sich noch todtstudiren, wie sonst, als daß die ganze Gelehrtenrepublik zulezt eingehe. So tief sind wir dann aber doch bei allem dem oberflächlichen Studiren und bei aller Wut der Spielsucht unserer Tage noch nicht gesunken. Lernet also von Joseph Hall, ihr, die ihr keine Masse im Anstrengung eures Kopfes haltet, wie ihr sie halten müsset. Es lässet sich sonst euch etwas noch viel Schlimmeres sagen, als was hier schon gesagt ist. Statt, daß es nehmlich vorhin blos hies, ihr arbeitetet für die gelehrte Welt weniger, wenn ihr euch

eine Zeitlang übertrieben anstrengtet, als wenn ihr immer nach Verhältnis eurer phisischen Kräfte arbeitetet, so könnt's wohl gar heissen, daß ihr im kurzen ganz und gar unnütz für sie wäret; und statt, daß nur behauptet ward, ihr hättet bei Vernachlässigung eurer Gesundheit weniger Geistesfreude an euch selbst, so könnt's vieleicht wahr werden, daß ihr wohl gar das Bewustsein eurer selbst verlöhret... Und — in einem solchen Zustande des Unnützseins für die Welt und des Unbewustseins seiner selbst stirbt man nicht gleich; die Körperkräfte stärken sich vielmehr wohl dadurch erst recht wieder, daß man gar nicht mehr studirt, weil man nicht mehr studiren kann. So wird dann oft eine lange Reihe von Jahren noch — wie soll man sich ausdrücken? als Thier, oder als Pflanze? — lasset uns den Mittelweg gehen und sprechen: „als Thierpflanze, oder als Pflanzenthier": verlebt.

96.

Priolo, der eine Historie von Frankreich schrieb, hasste nichts mehr, als das Lügen. Gewis die

herrlichste Anlage zu einem vollkommenen Geschichtsschreiber! Ein solcher Mann wird nicht nur selbst keine Thatsachen erdichten, er wird auch nichts vergrössern, nichts verkleinern, nichts vorsäzlicherweise von einer falschen Seite ansehen; ja, er wird auch den Nachrichten, welche er von Andern entlehnt, sorgfältig nachspüren, ob sie ächt sind, damit er nicht einmal Lügen fortpflanzen helfe. So schön gesorgt aber dadurch für seine Leser ist, so gefährlich ist es für ihn selbst. Was wird er anders thun, als sich bei Verfassung seiner Geschichten jener erhabenen Freiheit bedienen, die sich von aller Schmeichelei auf das weiteste entfernt? Wie wird's ihm aber dann auch gehen, wenn er die Grossen und ihre Handlungen immer so wahrhaftig zeichnet, und so getreu darstellt, wie sie waren? Priolo würde mit seiner Geschichte von Frankreich dieselbe Erfarung gemacht haben, wenn ihn nicht der Erste im Volke, der König selbst, geschüzt hätte. Er unternahm ohnehin die mislichste Arbeit eines Historikers, und schrieb die allerneueste französische Geschichte. Kaum also erfur man, was für ein Geist in ihr walte, so machten die vornehmsten Staatsbedienten schon Anstalt, zu verhindern, daß sie je an das Licht träte, und nur Ludwig der Vierzehnte war es,

der durchgrif, und nicht nur den auswärtigen Druck, sondern auch den öffentlichen Verkauf derselben in Frankreich selbst erlaubte.

Der Abscheu, welchen Priolo vor allen Lügen hatte, war so gros, daß er in eine Art von Wut gerathen konnte, wenn er hörte, daß Jemand gelogen habe; ia, und wenn er sich in der angenehmsten Geselschaft befand, so fühlte er sich gleich um alles Vergnügen darin gebracht, sobald auch nur die Rede auf Lug und Trug kam. Ueberaus merkwürdig ist folgende Aeuserung, welche man von ihm über dieses Laster hat — „Ein Christ mus die Lügen vermeiden, und ein Edelmann mus ganz und gar davon befreit sein, wenn er gleich kein Christ wäre.“

Priolo war ein Vater vieler Kinder, und man kann die Einflüsse leicht selbst berechnen, welche eine solche Denkart, wie ihm eigen war, auf die Erziehung derselben gehabt haben müsse. In der That suchte er ihnen auch nicht nur gleichen Abscheu vor allen wirklichen Lügen von Jugend auf einzuflössen, sondern er duldete auch an ihnen nicht die geringste Verstellung, Heuchelei, oder zweideutige Handlungsart, damit sie die schlichtesten, geradesten und aufrichtigsten Menschen werden möchten.

Auf gleiche Weise kann man es aber auch in voraus gleich berechnen, wie sich Priolo bei seiner Denkart mit der Religion gestanden haben werde. So ein treuer Anhänger ihres Wesentlichen, der Gerechtigkeit, des Glaubens, und der Liebe, er war, so wenig machte er aus ihren äuserlichen Gebräuchen; weil die Menge derselben in seiner Kirche ihm nur erfunden zu sein, oder doch nur dazu zu dienen, schien, daß sich die ruchlosesten Menschen durch Beobachtung derselben den Mantel der Gottseligkeit umlegen, und so die Welt belügen und betrügen könnten. Wir wollen uns hierbei des Montagne erinnern, der, um sich darüber zu rechtfertigen, daß er mit den Andächteleien seiner Glaubensgenossen nicht gern zu thun habe, betheuerte, daß er einen natürlichen Abscheu vor allen Lügen habe. Gutgemacht — lasset uns sprechen und einstimmen!

Derselbe Priolo, von dem hier die Rede ist, ist's auch, welcher sich entweder den Gedenkspruch eines gewissen Italiäners zugeeignet hat, oder zufälligerweise selbst auch auf ihn gekommen ist; hier ist er — — „Alles, was der Mensch hat, sind seine Seele, sein

Leib und seine Güter. Nichts von diesen allen hat er mit der geringsten Sicherheit; seinen Gütern stellen die Juristen nach — seinem Leibe die Mediciner — seiner Seele die Theologen." Priolo mag diesen beissenden Spruch vor allen drei Fakultäten verantworten.

97.

Der grosse Philosoph Zeno von Elea konnte die heftigsten Körperschmerzen standhafter ertragen, als Lästerungen. Als ihn daher Jemand einst wirklich ausschimpfte, schimpfte er zwar nicht wieder, ward aber äuserst ungehalten darüber. Man fragte ihn spöttisch, wie sich so etwas mit seiner Philosophie vertrüge, und er erwiederte — ei was? wenn ich gegen Schimpfwörter gleichgültig wäre, so würde ich's auch gegen Lobeserhebungen sein.

Die Urtheile über diese Antwort sind zwar verschieden, aber sämtlich nicht zu Gunsten des Zeno, ausgefallen. Einige haben blos gesagt — das folgt nicht; Andere aber —

das must du als Philosoph auch sein. Die Sache verdient genauer betrachtet zu werden.

Wirkliche Schimpfwörter erlaubt sich gegen einen Andern kein weiser und guter Mensch, am wenigsten gegen einen allgemeingeschätzten Mann. Wer sich dergleichen erlaubt, ist ein Thor, oder ein Bösewicht, oder Beides zugleich. Ist es aber nicht ausgemacht, daß Schimpfwörter, welche diese ausstossen, auf sie selbst zurückprallen? Es war also in der That eine kleine Schwachheit des grossen Philosophen, daß es auch nur den geringsten widrigen Eindruck auf ihn machte, als er dergleichen erhielt. Mitleidig hätte er auf den Schimpfer hinsehen, und gleich von etwas Anderem reden sollen.

Darin scheint er aber Recht zu haben, daß derienige, welcher auf Schimpfwörter nicht achtet, auch gegen Lobeserhebungen gleichgültig sein werde. Es ist ia dieselbe Empfindlichkeit, welche in beiden Fällen gereitzt wird; in ienem wider, in diesem für. Wer also einmal diese Empfindlichkeit hat, der hat sie auch gewis auf beiden Seiten. Thut uns irgend eine Wirkung, die auf uns geschieht, weh, so thut es uns auch wohl, wenn die entgegengesetzte Wirkung auf uns gemacht wird.

Soll aber der wahre Philosoph auf wirkliche Lobeserhebungen den geringsten Werth sezzen? dis ist eine andere Frage, und die Antwort darauf kann nicht anders ausfallen, als — ebenso wenig, als er aus wirklichen Schimpfwörtern sich etwas machen soll. Wer auch nur zugibt, daß Andere seinen Werth wirklich erheben können, der weis entweder ebenso wenig, worin wahrer Werth bestehe, oder fühlt ebenso wenig seinen wahren Werth, wie derienige, welcher zugibt, daß Andere ihm seinen Werth wirklich absprechen können. Und — steht es um die wirklichen Lobeserhebungen oft auch wohl viel besser, als um die wirklichen Schimpfwörter? Kommen sie nicht ebenfals häufig aus dem Munde der Thoren, wie diese? Versteckt sich nicht auch sogar der Bösewicht hinter sie, um ihren Gegenstand desto sicherer zu machen, und ihm hinter dem Rücken desto ungehinderter schaden zu können? Ein weiser und guter Mensch schimpft, wie gesagt, nicht; er wird sich aber auch die Unbescheidenheit nicht erlauben, in die Lobposaune zu blasen, sondern er bezeigt blos mit freudigem Anstande seinen Beifall.

Und da verändert sich nun die Sache sehr, wenn gefragt wird, ob wir, wie gegen wirkliche Schimpfwörter und wirkliche Lobeserhebungen,

so auch gegen Wohlgefallen und Misfallen weiser und guter Menschen an uns, gleichgültig sein sollen... Eine solche Sittenlehre würde in der That menschliche Weisheit und Tugend nicht befördern, sondern vielmehr in ihrem Wachsthume aufhalten. Wer über Beifall und Tadel ganz und gar erhaben sein soll, der mus im höchsten Sinne des Worts vollkommen sein; war dis aber wohl ie ein Sterblicher? Sagen also — du must dich weder an Beifall, noch an Tadel, kehren — heisst nichts Anderes, als sagen — du must dich vollkommen fühlen, wenn du es auch nicht bist; und, was heisst dis wieder anders, als — du brauchst nun nicht dich zu bestreben, der Vollkommenheit dich weiter zu näheren —? Weg aus Wärme für menschliche Weisheit und Tugend mit solchen Afterlehren!

Man verlangt aber auch im Ernst von dem edelsten Menschen zu viel, wenn man verlangt, daß er gegen Beifall und Tadel völlig ohne alle Empfindung sein solle. Wenn ihm sein Selbstbeifall zur Freude gereichen darf — und dis wird man ihm doch wohl nicht etwa auch verargen wollen? — so mus ihm auch der verdiente Beifall Anderer zur Freude gereichen; ia, es mus ihm zur höchsten Seligkeit gereichen, dasselbe

Gute für sich in aller Menschen Augen zu lesen, welches er von seinem eigenen Herzen hört. Und ebenso — wenn er von Kennern und Redlichen getadelt wird, kann er sich der Frage erwehren, ob er den Tadel verdiene? Wie, wenn ihm nun in demselben Augenblick sein Herz auch zum ersten male sagte, daß er ihn wirklich verdiene, wäre er wahrhaftig weise und gut, wenn er sich nicht darüber kränkte? — — Bleibt es denn auch wohl bei dem blossen Beifalle und Tadel Anderer für uns, oder haben nicht auch beide eine für uns nicht unwichtige Begleitung von Umständen und Folgen neben sich und hinter sich? Das gesamte gesellschaftliche Benehmen Anderer gegen uns richtet sich ja auch darnach, ob sie Wohlgefallen, oder Misfallen, an uns haben. Mit Zuverlässigkeit können wir im ersteren Falle auf tausend Annehmlichkeiten des Lebens rechnen, wie wir im letzteren auf das Gegentheil rechnen mögen; und iene Berechnung sollte nicht in voraus unserem Herzen schon wohl thun, und diese in voraus schon wehe?

So wollen wir dann zwar darin über den Zeno uns noch erheben, daß wir auf wirkliche Schimpfwörter so wenig achten, als auf wirkliche Lobeserhebungen; wären wir aber völlig gefühllos gegen bescheidenen, sanften Tadel und Bei-

fall der Weisen und Guten, so sänken wir tief unter den Zeno nicht nur, sondern auch unter die Weisheit selbst, herab. Diese Lehre sollte mit goldenen Buchstaben besonders für junge Leute geschrieben stehen, aus denen wenig oder gar nichts wird, wenn sie sie nicht früh und spät vor Augen haben. Abschaume der Jünglinge iezt schon, und künftige Abschaume der Männer in voraus, erkennt man daran, wenn man sie sprechen hört — „ich mache mir nichts daraus, alle Leute ohne Unterschied mögen über mich urtheilen, und von mir reden und denken, was und wie sie wollen."

98.

Viele der alten griechischen Philosophen bemüheten sich zu beweisen, daß die Menschen nicht den Göttern, sondern die Götter den Menschen, ihren Ursprung zu danken hätten. Einige behaupteten, die Furcht habe die Götter erzeugt, Andere — die Dankbarkeit.

Cicero eiferte gegen beide Theile. „Was soll man zu denen sagen, welche uns überreden wollen, der ganze Gottesglaube wäre blos eine

Erfindung weiser Männer zum allgemeinen Besten, damit Leute, welche durch die Vernunft zu ihren Pflichten sich nicht bewegen liessen, durch die Religion sich dazu gezwungen fühlten? heisst dis nicht — alle wahre Religion vernichten? Was soll man sagen zum Prodikus von Cea, welcher darzuthun suchte, daß die Menschen alles das, was sie für sich zum Leben und Wohlsein erspieslich gefunden, zu Gottheiten erhoben hätten? Hat dieser dadurch wohl auch viel von Religion übrig gelassen?"

Die Sache so hingestellt, hat Cicero allerdings Recht, und dann ist es ein vernünftigerer und besserer Glaube, daß nicht Furcht und Dankbarkeit die Götter, sondern daß die Götter Furcht und Dankbarkeit, erzeugt haben. Sobald der Gottesglaube da war, mus es dann heissen, fingen die schlechten Menschen bei schrecklichen Ereignissen der Natur und des Schicksals an, zu zittern; weil sie selbige für nichts Geringeres, als für unmittelbare Veranstaltungen Gottes, ansahen, und sie aus Gefühl ihrer Strafwürdigkeit für solche Anstalten hielten, die zu ihrer Bestrafung und zu ihrem Verderben von Gott gemacht würden. Furcht ward also ihre herrschende Seelenstimmung gegen Gott. Und ebenso mus es dann weiter heis-

sen — sobald der Gottesglaube da war, fingen die guten Menschen bei wohlthätigen Begebenheiten der Natur und des Schicksals an, sich höher zu freuen; denn sie sahen sie auch für unmittelbare Veranstaltungen Gottes an, und erklärten sie im Gefühl ihrer Herzensgüte für solche Anstalten, durch welche Gott ausdrücklich ihre Tugend segne. Also ward Dankbarkeit ihre herrschende Seelenstimmung gegen Gott.

Wie aber, wenn sich von der Behauptung, daß Furcht und Dankbarkeit die Götter erzeugt hätten, eine mildere Deutung angeben liesse, als die, welche Cicero ihr unterlegte? Es ist doch wohl Zweierlei, zu sagen — Furcht und Dankbarkeit haben Gott erzeugt — und — Furcht und Dankbarkeit haben den Glauben an Gott erzeugt. Es ist etwas Anderes, zu behaupten, Gott sei gar nicht wirklich da, sondern nur in der Idee da, und diese Idee hätten bald Furcht, bald Dankbarkeit, geschaffen; und etwas Anderes ist es, zu meinen, die Menschen wären theils durch Furcht, theils durch Dankbarkeit, zur ersten Erkentnis des wirklich existirenden Gottes gekommen.

Im letzteren Falle lautet dann die nähere Angabe davon folgendermassen — — Sobald

die Furcht da war, d. h., sobald die schlechten Menschen so viel Gefühl ihrer Schlechtheit und Strafbarkeit hatten, daß sie Alles, was ihnen ein Uebel ward, oder zu werden drohete, für Strafe anzusehen anfingen, so kamen sie auch, weil sie von den grössesten Uebeln oft gar nicht begreifen konnten, wie sie sich ereigneten, auf den Gedanken, daß es ein ihnen unbekanntes höheres Wesen geben müsse, welches selbige zu ihrer Strafe bereite. Gott stand also vor ihnen durch Furcht da. Und ebenso — — Sobald die Dankbarkeit da war, d. h. sobald die guten Menschen so viel Gefühl ihrer Güte und Segenswürdigkeit hatten, daß sie Alles, was ihnen ein Gut ward, für Segen, der ihre Erkentlichkeit verdiene, anzusehen anfingen, so musten sie auch, weil sie oft von dem grössesten Guten, das ihnen geschah, nicht einsahen, wie es ihnen geschehe, ein höheres Wesen, das ihnen solches als Segen und Lohn bereite, zu glauben anfangen, um nur einen Gegenstand ihrer Erkentlichkeit zu haben, und mit ihrer Dankbarkeit zu wissen, wohin. Gott stand also vor ihnen durch Dankbarkeit da.

Es ist nicht einzusehen, was gegen eine solche Hinstellung des Satzes, daß theils Furcht, theils Dankbarkeit, die Götter erzeugt hätten,

oder die ersten Quellen aller Religion auf dem Erdboden gewesen wären, von Seiten der Religion selbst eingewendet werden könne. Die Geschichte der Religion aber, wenn wir sie von Anfang an ebenso ausfürlich hätten, wie Luthers Reformationsgeschichte, dürfte uns die Wahrheit davon vieleicht faktisch zeigen; denn es ist nicht zu glauben, daß Gott durch die blos kaltblütig forschende und schliessende Vernunft, sondern durch die Vernunft, die das Herz zur Seite hatte, gefunden worden sei.

99.

Zuweilen gibt es Zumuthungen, welche Gelehrten gemacht werden, die zu demüthigend für sie sind; wenn sie dann aber auch von ihnen mit der gebührenden männlichsten Verachtung zurückgewiesen werden, so freuet sich noch die Nachwelt darob. Gruterus, der berühmte Gruterus, darf nur genannt werden, um für den besten Text zu dieser Note zu gelten.

Man weis nicht, wie dieser Mann, der in Holland geboren, und in England erzogen war,

am Ende nach Preussen kam. Genug, Herzog Christian von Sachsen berief ihn von da nach Wittenberg, und ertheilte ihm die Professur der Geschichte. Kaum hatte er sein Lehramt daselbst angetreten, so starb Herzog Christian, und nach dem Tode desselben erging ein despotischer Befehl an sämtliche Professoren zu Wittenberg, entweder das Konkordienbuch zu unterschreiben, oder ihre Stellen aufzugeben.

Man denke sich einen Professor der Geschichte, der sich am Ende blos auf einige Monate in die weite Fremde gleichsam geneckt sieht, um da ein Glaubensbekentnis zu unterschreiben, das ihn gar nichts angeht! Man denke sich ihn, wie er auf seine eigene Kosten aus Preussen nach Sachsen reisen müssen, um diese zu Wittenberg reichlich wieder zu erhalten, und wie noch Niemand daran gedacht hatte, sie ihm auch nur zu vergüten, als ihm die Unterschrift abgefordert ward! Und nun — wie that Gruter?

„Da habt ihr eure Professur wieder, und gebet sie, wem ihr wollet; euer Konkordienbuch unterschreibe ich nicht."

Das Beste bei der Sache war, daß Gruterus sich stellte, als wenn er so ein Buch gar

nicht kenne, das Konkordienbuch heisse, und daß er auch gar nicht Lust bezeugte, es noch kennen lernen zu wollen, sondern daß er blos versicherte, daß er es für eine unerhörte Verwegenheit halte, ein Buch durch seine Unterschrift zu billigen, das er nie gelesen, noch untersucht hätte. War es auch wohl möglich, zu glauben, daß ein Professor der Historie in den damahligen Zeiten das Konkordienbuch nicht kennen sollte, wenn man auch nicht einmal in Erwähnung bringen will, daß er sichs von seinen theologischen Kollegen zu Wittenberg gleich hätte geben lassen können, um es noch kennen zu lernen? Gruterus aber dachte — was gehen dich die theologischen Fehden an? Auch soll er ein Mann gewesen sein, der diese iederzeit verabscheuet hat. Er lies sichs also nicht nur gefallen, daß er seine Professur gleich wieder verlohr, sondern er hatte auch nichts dagegen, daß es ihm dabei noch schlechter ginge, als zwei andern Professoren, die gleichfals das Konkordienbuch nicht unterschreiben wollten, und bei ihrer Entlassung doch noch mit einer halbiährigen Besoldung begnadigt wurden. Ehe er um eine ähnliche Gnade anhielte, lies er lieber sogar sein ausgelegtes Reisegeld im Stiche.

So handeln wahre Gelehrte, und lassen sich durch Glaubensdruck nicht ins Bockshorn iagen. Die Welt ist gros und weit, denken sie, und ist am grössesten und weitesten für Leute, die etwas Rechtschaffenes gelernt haben. Gruter glaubte dis, und ward in seinem Glauben bestärkt. Er bekam hernach die Aufsicht über die weltberühmte Bibliothek zu Heidelberg, durch welche er erst der Mann ward, der er in der gelehrten Welt iezt ist. Und, wenn auch diese hernach nach Rom gebracht, ia, wenn ihm sogar seine eigene Bibliothek, die ihm an zwölftausend Thaler gekostet, geraubt ward: so that's ihm doch nie leid, der sächsischen Zumuthung nicht nachgegeben, und das Konkordienbuch nicht unterschrieben zu haben. Der Krieg hatte ihn um seinen schönen Büchervorrath zu Heidelberg gebracht; so spatzirte er immer noch gern von seinem benachbarten Landhause in diese Stadt; nach Wittenberg aber, von da ihn ein einziges Buch vertrieben, das er in seine Bibliothek gar nicht aufnehmen wollte, hätte ihn die ganze Welt mit Kutsch' und Pferden nicht wieder gebracht.

Noch etwas hieher Gehöriges! — — Gruter widmete sein berühmtes Werk von Aufschriften dem Kaiser Rudolf. Man lobte solches sehr,

und überlies dem Verfasser die Wahl davon, womit er dafür begnadigt sein wollte. Die armen Gelehrten! daß sie, wenn sie verdient haben, nur immer sich für begnadigt halten sollen! Gruter handelte hier aber ebenso, wie er zu Wittenberg gehandelt hatte. Man möchte, erwiederte er, seine Belohnung bestimmen, wie man wollte; nur baar Geld verbäte er. Darauf geschah ihm der Antrag, daß sein Geschlecht in den Reichsadel erhoben werden solle. „So verbitte ich mir, antwortete Gruter, wenigstens ein neues Wapen, weil mir das alte schon lästig ist, das mir meine Vorfaren hinterlassen haben."

100.

Zwei arme griechische Jünglinge, Asklepiades und Menedemus, widmeten sich mit gleichem Eifer der Weltweisheit, und musten sich dabei durch Handarbeit nähren. Man hat davon zwei verschiedene Erzählungen.

Nach dem Diogenes Laertius war die Sache öffentlich bekannt, und beide iunge Philo-

sophen waren wirkliche Handlanger bei den Maurern. Menedemus pflegte dann, wenn er Leute kommen sah, die ihn kannten, auf die Seite zu gehen; Asklepiades aber trug seinen Kalkkasten aufs Dach, es mochte vorüber gehen, wer wollte, war dabei, wenn's heis war, ebenso in blossem Hemde, wie die andern Arbeiter, und kehrte sich an nichts."

Athenäus weicht hiervon ab, und sagt uns vielmehr, daß die verborgene Arbeitsamkeit der edlen Jünglinge durch die Wachsamkeit der Polizei entdeckt worden sei. Nach seinem Berichte wurden sie, weil sie ohne alles Vermögen waren, und man ihnen dabei doch keine Noth ansah, vor Gericht gefordert, um anzugeben, wovon sie lebten. „Wie machet ihr es, wurden sie gefragt, daß ihr so wohl bei Leibe seid? Selbst habt ihr nichts; arbeiten sieht man euch auch nicht; vielmehr höret ihr den ganzen Tag Philosophie." Man kann nicht leugnen, daß der Rath der Areopagiten hierdurch sehr weislich handelte, und es wäre zu wünschen, daß die Polizei überall Nachfrage hielte, wovon dergleichen Personen ihren Unterhalt ziehen, die arm und müssig zugleich sind. Die edlen Jünglinge, welche solchergestalt sich im Verdachte des Diebstahls, oder anderer Lüderlichkeiten, sahen,

und die man gestraft haben würde, wenn sie keine rechtmässige Quelle ihres Unterhalts hätten anzeigen können, blieben dabei ganz gelassen, und verlangten blos, daß ein gewisser Müller ins Gericht gerufen werden möchte. Der Müller erschien, und bezeugte, daß sie dieienigen Schüler wären, welche in ieder Nacht in seine Mühle kämen und arbeiteten, wofür sie iederzeit zwei Drachmen von ihm erhielten. Da verwandelte sich der Verdacht ihrer Richter in die grössesie Bewunderung ihres doppelten Fleisses, und der Rath lies ihnen diesen Lohn von hundert Nächten auszahlen, um ihr Schicksal zu erleichtern.

Welche Erzählung von beiden nun auch die rechte sein möge — was für ein liebenswürdiger Hang zu den Wissenschaften wird hier von uns erblickt! Wie verworfen stechen unsere reichen Jünglinge dagegen ab, die von weiter nichts wissen wollen, als von Spiel, Tanz und Jagd, und von wirklichen Ueppigkeiten!

Der gleiche Eifer, welcher die beiden Griechen für die Wissenschaften beseelte, war es auch, der sie unter sich auf das innigste verband, und das Alterthum hat sie deshalb für würdig erklärt, dem Orestes und Pylades in Ansehung höchster Freundschaft an die Seite gestellt zu

werden. Sie lebten lebenslang beisammen, und theilten iede Freude und iedes Leid mit einander. Asklepiades ward blind, und ertrug den Verlust seines Gesichts bei seinem Menedemus mit wahrhaftigphilosophischer Ruhe. Er starb zuerst; Menedemus sah ihn aber immer im Geiste noch um sich. Einst wollte diesen ein Freund des Verstorbenen besuchen, und der Bediente wies ihn ab; las ihn herein, rief Menedemus, der begrabene Asklepiades macht ihm die Thür noch auf. — — So ist kein Freundschaftsband vollkommener und unzerstörbarer, als dasienige, welches gleicher Enthusiasmus für die Weisheit knüpft!

101.

Der gelehrte Reinesius ging als Kunstrichter immer darauf aus, zu entdecken, was Andere noch nicht gesagt hatten; in Ansehung der Religion aber trug er das Beste von dem zusammen, was er bei allen Andern fand. In der Masse, in welcher ihn die schönen Geister des Ersteren wegen lobten, tadelten ihn die Gottes-

gelehrten des Letztern wegen. Man nannte seine Religion einen Mischmasch aus allen Religionen, und beschuldigte ihn, daß er glaube, was er wolle. Dem Grotius ist derselbe Vorwurf gemacht worden, und vieleicht würde man ihn noch tausend Andern machen, wenn ieder denkende Kopf es für gut fände, in einer so zärtlichen Angelegenheit so offen zu Werke zu gehen, und über seinen Glauben so frei herauszureden, wie Reinesius.

Man kann eine solche sogenannte Religion der Klugen allerdings in ein gehässiges Licht stellen; hat man aber auch wohl immer Recht dazu? Ein Anderes ist es, wenn Jemand aus ieder Religion blos nimmt, was ihm gefällt, weil es mit seinen Neigungen übereinkommt, und sich zu seinen Absichten gebrauchen lässet, um es so lange zu behalten, als er es für zuträglich findet, und hernach wieder fahren zu lassen, oder gegen das Gegentheil zu vertauschen; ein Anderes, wenn man allenthalben das Wahre zusammensucht, um daraus ein schönes und vollkommenes Ganzes von Wahrheit zu bilden. Dis Letztere ist unstreitig der einzige Weg, mit der Religion für sich aufs Reine zu kommen, und kann Allen, die nach der höchsten Weisheit streben, nicht genug empfohlen werden.

Es ist schon oft gesagt worden, und kann nicht noch oft genug gesagt werden, daß keine Religion die Wahrheit ganz habe, daß aber auch keine Religion ganz ohne Wahrheit sei. Wollte man das Erstere für Herabsetzung der christlichen Religion erklären, so fragt sichs — wo ist die christliche Religion? Wie mancherlei Kirchen und Sekten gibt es unter den Christen! und besteht nicht iede derselben darauf, daß sie die christliche Religion habe? Aber eben darum hat auch keine von ihnen die christliche Religion ganz; wie es keiner von ihnen ganz an selbiger fehlt. Die ärgsten Kezer hatten oft manchen ächtchristlichen Gedanken, der der ganzen rechtgläubigen Kirche gebrach. Es ist dis ebenso, als wenn man unter vielen Sandkörnern doch wohl ein Goldkorn findet; so, wie sich unter den Goldkörnern auch immer noch Sandkörner befinden. Wer also die christliche Religion ganz haben will, der begnüge sich ia nicht an dem einzigen Lehrbegriffe der Kirche, oder Sekte, zu der er äuserlich gehört; er studire auch andere, ia, wenn er kann, alle, und sei versichert, daß es ihn nie gereuen werde. Uebrigens dürfte der Beweis nicht schwer fallen, daß auch mancher iüdische, mahumedanische und heidnische Religionsgedanke noch unter den christli-

chen einen Platz verdiente. Prüfet Alles, und behaltet von Allem das Gute, das ihr darunter antreffet — — war dis nicht sogar ein apostolischer Rath? Auch darf nicht vergessen werden, daß ein solches Zusammensetzen des Besten, was man in allen Religionen findet, wie es zur wahren und vollkommenen Religion führt, auch zur freundschaftlichsten Duldung aller Religionen führe; denn wie wäre es möglich, eine derselben zu verachten, oder gar zu verfolgen, wenn man weis, daß man einer ieden von ihnen wenigstens Etwas von Wahrheit zu danken habe?

102.

Die gegenseitige Achtung und Gefälligkeit, welche die sich schlagenden Helden oft selbst in den Tagen des Kampfes einander beweisen, kann nicht anders, als sehr angenehme Eindrücke auf uns machen. Man sieht da, wie sie bei allem dem Eifer, womit Jeder für seine Sache streitet, weil er sie für die gerechte hält, dennoch für die Personen einander Gerechtigkeit wider-

faren lassen, und das wahre Verdienst an einander schäzen, so sehr auch immer einer dem andern damit Schaden zu stiften bemüht sein mus.

Memnon, der Feldherr des Darius, machte dem grossen Alexander viel zu schaffen. Seine Kriegswissenschaft glich seiner Tapferkeit; hätte er nur einige Jahre länger gelebt, so würde der weltberühmte Ueberwinder nicht so rasche Fortschritte gemacht haben, ia, es würde vieleicht ein ganz anderer Ausgang der Dinge erfolgt sein. Alexander fand ihn auch als Feind verehrungswürdig, und bewies dis durch eine ganz eigene That. Es traf sich, daß er mit seinem Heere neben den Gütern des Memnon vorbeizog, und ieder Soldat freuete sich schon auf die hier zu machende Beute. Sofort gab er den allerstrengsten Befehl, daß sich Niemand unterstehen solle, die geringste Unordnung daselbst zu begehen, oder sich auch nur an den Feldfrüchten zu vergreifen. Man hat diese That Alexanders zwar auf eine weniger für ihn rühmliche Art zu erklären gesucht, und ihm Schuld gegeben, daß er durch sie entweder den Memnon bei den Persern verdächtig machen, oder ihn gar auf seine Seite ziehen wollen; aber auch auf diesen Fall bliebe sie ein Beweis von der gros-

sen Achtung, welche er für ihn hatte, und durch die er ihn vor allen übrigen persischen Heerführern, über die er nur zu spotten pflegte, auszeichnete.

Memnon seinerseits ermangelte noch weniger, bei Gelegenheiten wacker und edelmüthig gegen den erhabenen Feind zu handeln. Einer seiner Soldaten lies sichs einfallen, über den Alexander auf das schlechteste zu urtheilen; kaum hörte er dis, so strafte er ihn selbst dafür ab, und setzte hinzu — ich besolde dich nicht, auf den König der Macedonier zu schimpfen, sondern gegen ihn zu fechten. Kann unter solchen Umständen auch wohl etwas Erhabeneres gesagt werden?

Bei Halikarnas hatte Memnon ebenso glücklich, als brav, gegen Alexandern gefochten. Alexander verlangte einen kurzen Waffenstillstand, und seine Todten, um sie während desselben zu begraben. Mehrere vornehme Athenienser, die den persischen Feldherrn umgaben, und in deren Busen ein unversöhnlicher Has gegen die Macedonier die Stimme der Menschheit unterdrückte, bestanden darauf, daß das Ansuchen abgeschlagen werden müsse. Wenn man auch, behaupteten sie, nicht zu fürchten hätte, daß Alexander deshalb, daß er seine Todten begraben

lassen, sich ie des Sieges rühmen werde, so müsse einem so abscheulichen Feinde durchaus kein Wille geschehen. Memnon aber beschämte sie, indem er ihnen bewies, daß es auch einen Griechen nicht schände, sondern vielmehr ehre, wenn er den auf dem Schlachtfelde gebliebenen Feinden das Begräbnis gönne. „Gros und männlich ist's wohl, sprach er, Waffen und Kräfte gegen den Feind, der Widerstand leistet, auf das rüstigste gebrauchen; kleinlich und schlecht aber ist's, mit Beschimpfungen noch gegen ihn fechten wollen, wenn er zu Boden gestreckt ist.“ Hierauf ging Memnon den gesuchten Waffenstillstand ein, und schickte Alexandern alle seine Soldaten, die unter den Mauern von Halikarnas gefallen waren, daß er sie begraben lassen könnte, wie er wollte.

103.

Männer, wie Palearius, verdienen es, daß ihr Andenken immer wieder erneuert, und zur allgemeinen Verehrung aufgestellt werde. Im römischen Gebiete geboren, studirte er erst die äl-

teren Sprachen mit grossem Fleisse, und verband hernach das Studium der Religion mit ächter Weltweisheit. War es Wunder, wenn er, da sein Leben gerade in die Zeiten der Reformation fiel, den Glaubensverbesserern seinen Beifall zollte? Hätte er nur einen andern Himmel über sich gehabt, als den Himmel Italiens!

Siena ward der Ort, wo Palearius sich niderlies, und die schönen Wissenschaften mit grossem Beifall lehrte. Es fehlte ihm daher gleich anfangs an Neidern nicht, mit denen er iedoch bald fertig ward; nicht so leicht aber ward er mit den Mönchen fertig, welche auf seine freien Aeuserungen über mancherlei Aberglauben überall aufmerksam waren. Unglücklicherweise forderte ihn ein dasiger Edelmann, dem er mit seiner Beredsamkeit schon einmal einen grossen Dienst geleistet hatte, auf, sein Recht auch gegen einige dieser Ketzermacher zu behaupten, welche er eines begangenen Raubes wegen anklagen muste. Die Mönche schwuren sich los, und von da an — wehe dem guten Palearius! Er hatte doch wenigstens gegen sie gedient; so beschlossen sie ihn zu verderben, schrieen ihn für einen Atheisten aus, predigten wider ihn, und setzten ganz Siena in Bewegung. Palearius, der sich auf seine gute Sache und auf die Stär-

ke seiner Beredtsamkeit zugleich verlies, schrieb eine Schutzschrift für sich, und triumfirte dadurch zwar über die Mönche einstweilig, hatte aber nachher Ursache, es sehr zurückzuwünschen, daß er dem Bellantes gegen sie gedient. Ihre öffentlichen Verfolgungen, deren Ruf sich weit verbreitet hatte, verwandelten sich in stille und desto hämischere; um also zur Ruhe zu kommen, verlies er Siena, lebte eine Zeitlang zu Lucca, und begab sich von da nach Mailand. Hier befand er sich sehr wohl, hatte sein gutes Auskommen, ward allgemein geschäzt, und konnte lebenslang glücklich sein, wenn er nie einen Diebesproces gegen Mönche geführt hätte, wofür ihn diese hernach in einen Religionsproces verwickelt hatten.

Nach Pius des Vierten Tode ward ein Cardinal Pabst, der aus dem Dominikanerorden abstammte, nnd als einer der gewaltigsten Kezerrichter bekannt war. Ihm fiel es ein, Gott zu Ehren gleich beim Anfange seiner Regirung die verschrieensten Kezer, deren er habhaft werden könnte, zu verbrennen. Auch in Ansehung des in aller Ruhe lebenden Palearius kam ihm sein treues Gedächtnis zu Hülfe, und er verordnete, daß der gegen denselben von den Mönchen zu Siena geführte Proces von neuem

angehoben werden solle. Palearius ward hierauf zu Mailand in Verhaft genommen, und nach Rom gebracht. Es war nichts leichter, als ihn zu überführen, daß er auf der Seite der Glaubensverbesserer sich befinde. Man verdammte ihn also zum Feuer, und vollstreckte das Urtheil ohne alle Barmherzigkeit an ihm. Palearius hörte seinen Todesspruch als ein Mann an, und lies nicht die geringste Reue über seine öffentlich bezeigte Ergebenheit für die Wahrheit blicken, sondern legte nun erst noch vor seinen Richtern sein wahres Glaubensbekentnis völlig umständlich ab, damit sie es ganz hätten.

Wo ist ein Verehrer der Wahrheit, dessen Brust sich nicht bei der Standhaftigkeit dieses Zeugen der Wahrheit höher hebt? So ist's recht — so mus es sein — — auch nicht die Schadenfreude einmal mus ein wackerer Märtirer seinen Verfolgern gewähren, daß sie glauben dürfen, es sei ihm nun leid, das Bekentnis seiner Ueberzeugungen nicht lieber an sich gehalten zu haben. Man darf den Palearius inzwischen keineswegs einer zu weit getriebenen Unbedachtsamkeit beschuldigen; ob er gleich seit Verfertigung seiner Schutzschrift mehr Protestant im Herzen ward, als iemals, so

sagte er doch bei weitem nicht Alles mehr laut, was er dachte. Dennoch müsse dis auch nicht zum Beweise gegen ihn dienen, als hätte er nur ein versteckter Protestant sein wollen; denn man fand nach seinem Tode eine förmliche Vertheidigungsschrift für die Sache der Evangelischen von seiner eigenen Hand, welche er der tridentinischen Kirchenversammlung durch die kaiserlichen Abgesandten hatte überreichen lassen wollen.

Vergleichen wir mit dem Italiäner Palearius aus dem sechzehnten Jahrhunderte so manchen der vornehmsten deutschen protestantischen Gottesgelehrten unserer Tage — wie wird uns? Mitten im Schosse des Protestantismus den Protestantismus untergraben — die Wahrheit verkaufen, nicht einmal aus Menschenfurcht, sondern aus blosser Liebedienerei für gewisse sich wichtig machende schwärmerische Sekten — vor allen Ketzerrichtern sicher, selbst den Ketzerrichter gegen die spielen, die dis nicht billigen, weil noch protestantisches Blut in ihren Adern fliesst — — heisst so etwas nicht noch ärger thun, als die Mönche zu Siena thaten?

Zuweilen hat doch die Geistlichkeit in Gewissensfällen der Grossen gar herrlich entschieden. — —

König Heinrich der Zweite von England beging an dem heiligen Thomas, einem seiner Erzbischöfe, das Verbrechen eines Meuchelmords, und lies ihn in seiner eigenen Kirche nidermachen. Dafür begehrte er von Rom aus Absolution, und erhielt sie auch. Doch ward ihm die Busse dabei auferlegt, zur Unterstützung der damahligen Kreutzzüge binnen drei Jahren mit einem starken Hülfsheere im heiligen Lande sich zu stellen. Die drei Jahre vergingen; es vergingen dreimal drei Jahre; wer nicht in das heilige Land kam, war König Heinrich.

Der Patriarch Heraklius befand sich an der Spitze der Gesandschaft, welche von Jerusalem abgeschickt ward, um in den Abendländern weiteren Beistand zu suchen; wo konnte er ihn mit mehrerem Rechte fordern, als in England? Er erschien also bald daselbst, und hielt bei Hofe eine förmliche Strafpredigt, bei der er iedoch zugleich gar zierlich die Schlüssel von Jerusalem überreichte. Heinrich bewunderte die Schlüssel, sagte dem Patriarchen viel Ver-

bindliches, lud ihn aber auch zugleich ein, einer Versammlung seiner Geistlichen beizuwohnen, um das Weitere über die Sache zu vernehmen.

In dieser ehrwürdigen Versammlung ward die grosse Gewissensfrage in Gegenwart des Patriarchen von Jerusalem verhandelt, ob der König bei den gegenwärtigen Umständen, da er selbst Krieg befürchte, verbunden sei, die Busse zu leisten, welche ihm der Pabst aufgelegt, und zu der er sich auch auf das feierlichste verpflichtet hätte.

Das einhellige Votum aller Bischöfe fiel hierauf also aus — „der König ist nicht nur jetzt nicht zur Reise nach Palästina verbunden, sondern sein Seelenheil, (man bedenke, daß Heinrich einen Eid hatte thun müssen, die Reise binnen drei Jahren zu machen,) erfordert es auch, daß er sie nie thue, sondern lebenslang in seinen Staaten bleibe.“ Wer ist nicht begierig, das Argument zu hören, worauf dieses Votum gesteift ward? „Denn, setzten die Bischöfe hinzu, die Verpflichtung, welche er bei Annahme der verordneten päbstlichen Busse eingegangen, darf derjenigen nicht zum Nachtheile gereichen, welche er bei seiner Krönung übernommen. Diese ist ihm unerläslich;

sie besteht aber darin, daß er seinem Volke wohl vorstehen, es selbst regieren und vor allen Feinden beschützen wolle. Dis kann er nun wohl, wenn er in England, aber nicht, wenn er im gelobten Lande ist; folglich kann und mus ihm jene Verpflichtung erlassen werden, wenn seine Seele nicht zeitlich und ewig verlohren sein soll."

Wie schön wäre es doch, wenn die Geistlichkeit immer so votirte, und auch nicht wartete, bis sie zum Votiren aufgefordert würde, sondern aus sich es den Landesherren zum Gewissensfalle machte, sobald sie sich langen Abwesenheiten aus ihren Staaten ergeben! Wie noch schöner, wenn sie denselben Gewissensfall vor sich sähe und ebenso votirte, sobald der Landesherr zwar im Lande bleibt, für das Land aber ebenso durch Unthätigkeit abwesend ist, als wenn er auf einem Kreutzzuge nach Palästina begriffen wäre!

Aber — was für einen Eindruck machte das einmüthigabstimmende Votum der englischen Bischöfe auf den Patriarchen Heraklius? — — Feuer und Flamme ward er; er brausete, schnaubte, rasete. Der König bot ihm eine grosse Summe Hülfsgelder zur Fortsetzung des Kriegs ohne ihn an, aber — vergeblich.

„Dein Geld wollen wir nicht, sondern dich, unterstand er sich ihm zu sagen; wir haben mehr Geld, wie du, und ich bin so weit hergekommen, um einen Menschen zu suchen, der Geld braucht, um den Krieg gegen die Ungläubigen wohl zu führen, aber nicht, um Geld zu suchen, das einen Menschen braucht, der sich seiner bei Führung des Krieges wohl zu bedienen weis." Hiermit verband der hitzige Patriarch noch viel andere Grobheiten, und, als er gewahr ward, daß Heinrich zornig werden wollte, vergas er sich so weit, daß er ihm seinen Hals darbot, und dazu schriee — „das glaub' ich wohl, daß dich's verdriesst, daß ich dir so die Wahrheit sage, aber darum fürchte ich mich nicht vor dir. Nimm ihn hin, hier ist mein Kopf — mach's mit mir, wie mit dem heiligen Thomas — es ist mir Einerlei, ob ich von deiner Hand in England, oder in Sirien von einer Saracenenhand, falle — du bist so ein halber Saracene."

Und nun — was für einen Eindruck machte dis auf den schon in Zorn gerathenen König? Heinrich kehrte zu seiner vorigen Gelassenheit zurück, speisete den Patriarchen mit noch immer höflicheren Worten ab, und begleitete ihn auf seinem eigenen Schiffe nach Frank-

reich... So hat auch ein König nicht Muth, wenn er ein zerbrochenes Schwert führt!

105.

Der Dichter Ovidius hat es selbst gerühmt, daß er bei den Barbarn, unter welche ihn Augustus verwies, eine sehr gute Aufnahme gefunden, und daß er, wenn ihr Klima ebenso wäre, wie sie, sich nicht wieder von ihnen weg wünschen würde. Sie erleichterten ihm nicht nur auf alle Weise sein Schicksal; sie schäzten ihn auch ganz besonders hoch, und gaben ihm davon die öffentlichsten Beweise. So gewis ist es, daß es den Sängern auch unter den rauhesten Völkern nicht fehlschlägt, besonders, wenn sie dabei von sanfter Gemüthsart sind.

Dis war Ovidius. Er konnte getrost alle Geten, die ihn kannten, auffordern, ob er Einen von ihnen ie mit seiner Zunge beleidigt habe, und sie gaben ihm das beste Zeugnis deshalb. Ebenso beleidigte er auch mit seiner Feder nicht; ob er gleich bei einer einzigen gewissen Gelegenheit bewies, daß er die Satire ganz in

seiner Gewalt habe. Er gab dis selbst als einen seiner Vorzüge an, setzte grossen Werth darauf, und stellte es unter die Gründe, durch welche Kaiser Augustus sich bewegen lassen sollte, ihn aus dem Elende zurückzurufen, sich aber nicht bewegen lies. Hatte Ovidius wohl Recht hierin?

Peter Aretin würde über diese Frage freilich ein grosses Gelächter aufschlagen. Dieser Spottgeist, die Geissel der Fürsten genannt, pflegte sich zu berühmen, daß seine satirischen Gedichte in der Welt mehr ausrichteten, als alle Predigten. Man stärkte ihn auch in seinem Stolze, und lies es ihn hören, daß seine Feder sich mehr Fürsten unterthänig gemacht hätte, als sich die grössesten Könige durch ihre Waffen unterworfen hätten. Inzwischen, da es ihm mit seiner Satire nicht um Besserung Anderer, sondern nur um Geld, zu thun war, wodurch man sich von ihr loskaufen sollte, so konnte er auch, wenn er Grosse vor sich hatte, die sich nicht vor ihm fürchteten, ebenso leicht der niedrigste Schmeichler werden, und durch wirkliches Betteln seine Absicht zu erreichen suchen. Und — als der tapfere Strozzi, den er auch zum Gegenstande seines Spotts in Versen gemacht hatte, ihm drohen lies, daß er ihn aufhenken las-

sen würde, wenn's auch in seinem Bette sein sollte, ward er so kleinlaut, daß er nicht eher wieder aus dem Hause ging, auch nicht eher wieder sein Haus für Andere öfnete, bis er hörte, daß jener sich in seiner Gegend gar nicht mehr aufhalte. Wie weit sicherer und überall besser befand sich Ovidius bei seinem sanfteren Witze, und bei seinen leutseligeren Dichtungen sogar unter den Geten!

Man spricht nur gar zu gern von Besserung, die durch Spott und Satire gestiftet werde; erstlich aber — geht man dabei auch wirklich immer auf Besserung aus? Am Aretin sehen wir, daß er nur auf Geldschneiderei dabei ausging; ebenso sucht man auch oft dabei nichts, als Befridigung seines Stolzes, seiner Verleumdungssucht, seiner Rache, seiner Schadenfreude, u. s. w. Gesetzt aber, man habe die reine Absicht, damit zu bessern, sind denn die Erfarungen von bewirkter Besserung durch Satire so häufig, daß man ihren Weg vor allen andern Besserungswegen einschlagen zu müssen glauben kann? Es ist die Frage, ob schon irgend ein Mensch dadurch wirklich gebessert worden, wenn man ihn durchzog und verhöhnte? Wer lässet sich gern lächerlich machen, und wenn er es noch so sehr verdiente? Zornig werden die Meisten

darüber; verdrüslich, unwillig gewis Alle. Nimmt man von dem aber auch wohl eine gute Lehre an, durch den und über den man dis wird? Gewis der unrichtigste Weg, den man einschlagen kann, Andere zur Weisheit und Tugend zu führen, wenn man sie erst böse auf sich macht, sie überhaupt verstimmt, und Weisheit und Tugend sie gleichsam necken lässet! Es gibt sanftere Wege dazu, die auch zugleich weit gewisser zum Ziele führen; diese wählt der humane und wahre Menschenverbesserer.

Eine freundschaftliche Zurechtweisung, der man die Gutgemeintheit ebenso gleich anhört, wie die Richtigkeit, verfehlt wenigstens gewis weit seltener den Zweck, als die Verspottung. Dabei geht wirkliches Licht im Verstande allmählich und dauerhaft auf, und der Wille wendet und lenkt sich dann auch wirklich darnach; beim beissenden Spotte aber ist's, als blitzte es blos im Kopfe, und als donnerte es blos im Herzen nach, ohne daß hernach weiter etwas von übrigbleibender Wirkung zu sehen und zu hören ist.

Statt dumme und schlechte Menschen zu schildern und zu geisseln, schildere man doch lieber die entgegengesetztweisen und entgegengesetztguten Menschen. Es ist ja an sich schon ange=

nehmer, dis zu thun, und welcher Mahler trift doch nicht lieber etwas Schönes, als etwas Häsliches nach der Natur? Diejenigen aber, welche man bessern will, sehen gewis williger auf das Gegenbild an sich hin, als auf sich im Spiegel. Ich bin das nicht, sagen sie im letzteren Falle, und so geht sie Alles, was über sie gespöttelt wird, ihrer Meinung nach nichts an; im ersteren Falle sprechen sie zwar auch, ich bin das nicht, aber gelassener, und ein geheimer Seufzer, daß sie es doch sein möchten, gesellt sich dazu. Hat man dann die, welche man bessern will, nur erst so weit gebracht, so bringen sie sich selbst weiter. Der Reitz ihres schönen Gegenbildes wirkt immer mehr auf sie, und sie versuchen in unbemerkter Stille, sich in dasselbe zu verklären.

Ein eigenes Beispiel endlich von entgegengesetzter Weisheit und Tugend, das man vor Thoren und Lasterhaften, die man bessern will, hinstellt, thut oft halbe Wunder auf sie. Wer diese Besserungsweise wählt, hat auch weit mehr Ehre davon, als der Satiriker; dieser beweiset höchstens nur, daß er Andere bessern wolle, jener aber beweiset, daß er selbst gut sei. Woher kommt es denn nun wohl, daß diese allereinfachste, allerruhigste und allerbescheidenste

Art zu bessern, nicht auch die allergewöhnlichste ist? Die Antwort ist leicht; es gehört weniger dazu, Andere lächerlich zu machen, als selbst ehrwürdig zu erscheinen.

Auf wen übrigens bidere deutliche Zurechtweisung, Schilderung entgegengesetzter Weisheit und Tugend mit ihren Schönheiten, und wirkliche Beispiele davon nicht wirken, bei dem wird auch die beissendste Satire nichts fruchten. Wozu also überall diese? Wer nun immer zuerst und zuletzt ihren Ton anstimmt, und weiter von keinem andern gegen seine Nebenmenschen weis, wie Aretin, schreibt er nicht die ärgste Satire auf sich selbst dadurch? Wer aber aus Humanität gar nichts mit ihr zu schaffen haben will, wie Ovid, darf er sich nicht zu seiner Ehre mit Recht darauf berufen?

106.

Der falsche Religionseifer ist am gewissesten daran zu erkennen, wenn er Menschen ihrer abweichenden Meinungen wegen im Tode noch zu belauren, und ihre alsdann eintretende Verstandesschwäche zu seinem Vortheile zu benutzen sucht.

Leider ist's ihm auch oft gelungen, auf solche Weise Widerruf und Abschwörung zu bewirken, und so über die Ketzer zu triumfiren, weil sie nicht ruhig sterben konnten, ohne zuletzt noch der alleinseligmachenden Kirche die Ehre zu geben, ihre Sünden zu bekennen, und Büsse zu thun.

Nicht so gelang es dem katholischen Pfarrer von St. Sulpitz zu Paris mit dem reformirten Prediger Aubertin daselbst. Dieser Pfaffe im eigentlichen Verstande erfur kaum, daß Aubertin, der durch sein Buch über das Abendmahl ihm völlig verdammungswürdig geworden war, tödtlichkrank sei, und besonders an hartnäckigen Ohnmachten, die den Gebrauch seiner Vernunft sehr schwächten, leide, so reitzte er den Amtmann des Kirchspiels an, vierzig bewafnete Männer herbeizuschaffen, und zur Bekehrung des Erzketzers in seiner letzten Gnadenzeit behülflich zu sein. Er und der Amtmann führten an; als man vor Aubertin's Thür kam, machte er die Stimme des Arztes nach. Die Thür ward treuherzig geöffnet, und — sogleich stürmte der wütende Haufe ein. „Der Kranke, der hier liege, schrieen sie, könne, wie sie gehört hätten, nicht eher sterben, bis er seine Abschwörung in die Hände eines Pfarrers gethan; seine

eigene Kinder aber hielten ihn davon ab, und so müsten sie sich über ihn erbarmen, ihn von einer solchen Gewissensangst befreien, und seine arme Seele retten." Der gute Aubertin lag im obern Theile des Hauses; so stellte sich sein ältester Sohn vor die Treppe, und vertheidigte den Zugang, so lange er konnte. Endlich muste er sich in Unterhandlungen einlassen, und der Pfarrer begab sich in Begleitung des Amtmanns in die Kammer des Sterbenden. Hier nun ging die nidertrāchtigste Gewissensmarter vor sich, von welcher sich der heillose Pfaffe den glänzendsten Erfolg für die rechtgläubige Kirche versprochen hatte; eben die grossen Zurüstungen aber, welche er dazu gemacht, verdarben ihm den Triumf. Der gewaltige Lerm, welchen die Bekehrerrotte im Hause trieb, hatte den geistesschwachen Aubertin so erschüttert, daß er so geistesstark sich wieder befand, wie in gesunden Tagen. „Ich sterbe in der Ueberzeugung der Wahrheiten, welche ich iederzeit erkannt habe" — so antwortete er einmal, zehnmal, zwanzigmal, und weiter nichts. Der Pfaffe Ollerius zog unverrichteter Sachen ab; mit ihm der Amtmann von St. Germain. Beide hatten nun Noth, den bewafneten Haufen mit sich wieder wegzubringen. Unterwegs that's ih-

nen leid, daß sie so abgezogen waren; unter dem Vorgeben, daß Aubertins Söhne sie mit Gewalt fortgetrieben, reitzten sie diesen Pöbel an, ohne sie noch einmal umzukehren, Aubertins Haus zu erbrechen, und eine allgemeine Plünderung vorzunehmen. Die Geschichte sagt iedoch, daß es nicht hierzu gekommen, und daß Aubertin, ohne weiter beunruhigt zu werden, gestorben sei.

Wie ist es möglich, daß falscher Religionseifer seine Diener und Werkzeuge so äuserst verblenden kann, daß sie auch gar nicht einsehen, was sie durch dergleichen versuchte Bekehrung der Ketzer auf dem Sterbebette noch eigentlich thun! Schänden sie nicht ihre sogenante rechtgläubige Kirche mehr, als alle Spötter sie schänden können, wenn sie einen Menschen in seinen letzten Minuten, wo sein Geist so schwach ist, wie sein Körper, auch wirklich noch zu einem Gliede derselben machen? Also — den vollen Gebrauch seiner Vernunft muste dieser erst verliehren, ehe er sich dazu entschlos! o wehe der rechtgläubigen Kirche! wie übel steht sie sich bei seiner gelungenen Werbung! Nur die Kirche hat Ehre von ihm, zu der er sich als ein philosophischer Kopf in der Mitte

des Lebens und in der Fülle seines Geistes bekannte.

Welch eine Freude aber auch für den Freund der Wahrheit, wenn die blinden Eiferer am Ende so einen Mann vor sich finden, wie der sterbende Aubertin war, und unverrichteter Sachen abziehen müssen! Aubertin war ein sehr gelehrter Mann, und hatte sein ganzes Leben hindurch über die Religion nachgedacht; dis ist das beste Mittel, sich auch bei eintretender Alter- und Todesschwäche vor den Zudringlichkeiten solcher Sturmläufer im Nahmen Jesu zu sichern. Doch ist's, da Niemand Bürge für sich selbst sein mag, wie weit seine Geistesschwachheit zulezt noch gehen könne, auf ieden Fall rathsam, daß ein Sohn, wenn er da ist, oder sonst ein Freund, wie bei Aubertin, vor die Treppe trete, und ieden ungebetenen Gast vom Krankenzimmer abhalte. Es ist dis warlich die lezte Pflicht noch gegen einen sterbenden Philosophen, und wenn er auch selbst sogenanntermassen bekehrt zu werden noch verlangte; denn nun — mus dann Jeder sprechen — ist er ganz und gar Kind, wir haben ihn aber als Mann gekannt, und so sind wir's ihm schuldig, seine Ehre zu retten — wir

retten dadurch zugleich die Ehre der Vernunft gegen alle Mummerei.

107.

Zu Addisons Zeiten gab es in einer brittischen Grafschaft eine alte Stiftung, vermöge welcher solchen Eheleuten, die es beschwören könnten, daß sie sich binnen einem Jahre nicht gezankt hätten, und daß sie, wenn sie noch ledig wären, einander noch heiraten würden, eine Speckseite ausgesetzt war. Der schalkhafte Britte, indem er dieses Legats Erwähnung that, machte zugleich die Bemerkung, daß seit hundert Jahren nur zwei solche Speckseiten hätten ausgetheilt werden können. Die eine, sagte er, habe ein Schifshauptmann mit seiner Frau erhalten, die einander seit Jahr und Tag nicht gesehen; die andere ein Ehepaar, das aus einem einfältigen Manne und einer stummen Frau bestanden. Als einen Anhang zu dieser Erzählung könnte man den Vorschlag betrachten, welchen ein berühmter Italiäner noch vor Addison that, daß man, um eine glückliche Ehe zu stiften, einen

tauben Mann und eine blinde Frau mit einander verheiraten müsse.

Hier fragt doch wohl gleich Jeder, der es mit der Menschheit gut meint, ob dergleichen Hinstellungen des Mangels an häuslicher Glückseligkeit nicht übertrieben sind. Ein blosser wizziger Einfall macht noch keinen Beweis aus; und selbst dieser Italiäner, der sehr gut hören konnte, heiratete als ein Hagestolz von siebenzig Jahren endlich doch noch, und zwar eine Person, die sehr gut sehen konnte, und gestand, als er zehen Jahre nachher starb, daß er sehr glücklich mit ihr gelebt habe. Was aber Addisons Erzählung betrift, so folgt aus dem schlechten Abgange der Speckseiten auch nicht nothwendig, was auf den ersten Anschein daraus zu folgen scheint. Leute, welche Achtung für sich selbst haben, melden sich nicht leicht um eine Speckseite; noch weniger treten sie einer Speckseite wegen hin, und schwören. Vor nicht langer Zeit gab es auch einen Deutschen, der iedem Ehepaare, das sich als wahrhaftigglücklich bei ihm melden würde, eine Prämie aussetzte; er klagte hernach darüber, daß er auch nicht eine einzige Prämie hätte unterbringen können. So könnte dieser auch wohl schliessen, daß es in ganz Deutschland keine glückliche Ehe gebe? Nein, er wird

einen richtigeren Schlus machen, wenn er Ahnung davon hat, daß ihn seine gesetzteren Landsleute für einen Thoren dadurch erklärt haben, bei dem sie, als bei einem unberufenen Eherichter, nicht ebenso nöthig hätten, sich eheglücklich zu melden, wie die genesenen Soldaten sich beim Feldwebel gesund.

Mit Recht fragt aber der Menschenfreund auch weiter, wozu solche Ausfälle auf das häusliche Leben dienen sollen. Daß dadurch der Eintritt in selbiges verleidet werden könne, sieht doch Jeder ein; wird aber auch hieran wohl gethan? Wenn noch irgendwo wahre menschliche Glückseligkeit zu finden ist, so ist's in einem wohlgeordneten häuslichen Leben. Wäre es also nicht besser gegen die Menschheit gehandelt, wenn unsere guten Köpfe lieber ihre Talente zu Anleitungen, wie selbiges wohl zu ordnen sei, anwendeten, als daß sie allen ihren Witz aufbieten, um Widerwillen dagegen zu erzeugen?

Worauf übrigens der Spott, daß die Frau blind, oder doch stumm, und der Mann taub, sein müsse, wenn sie glücklich mit einander leben sollen, hinauslaufe, ist leicht einzusehen. Sind aber Beide vernünftig, so bedarf es weder der Stummheit bei jener, noch der Taubheit bei

diesem. Der Mann wird alsdann nicht leichtsinnig handeln, und die Frau nicht über alles keifen. Vernunft also macht das häusliche Leben zu dem, was es sein soll, nehmlich — zur Quelle der schönsten menschlichen Glückseligkeit; warum sagt man nun dis nicht geradezu, und ohne Bild? Es ist ia gar nichts Besonderes; es ist vielmehr das Allernatürlichste von der Welt. Macht denn nicht Vernunft in allen andern Angelegenheiten und Lagen des menschlichen Lebens die Hauptsache aus? Brauch' Verstand — so lautet die Regel aller Regeln, die man überall gibt, wenn die Dinge gut gehen sollen. Man gebe sie auch für das häusliche Leben — man befolge sie auch im häuslichen Leben; so geht auch da Alles gut.

108.

Wir sollen, wenn die Gelegenheit dazu da ist, erhaben handeln; wir sollen aber nicht wünschen, daß die Gelegenheit dazu komme. So seltsam dis klingt, so richtig ist's; Niemand hat dis durch Beispiele anschaulicher gemacht, als Seneka.

„Herrlich hat Aeneas gehandelt, der bei der Eroberung von Troia seinen Vater aus den Händen der Feinde so männlich, als kindlich, rettete; nicht die geringste Gottesfurcht wäre aber in seiner Seele gewesen, wenn er gewünscht hätte, daß Troia erobert würde, damit er die Ehre dieser Vaterrettung davon tragen könnte.“

„Ebenso herrlich haben die iungen Sicilianer gehandelt, welche bei den entsetzlichen Auswürfen des Aetna die Greise und die Kranken mitten durch die Flammen trugen, und dadurch das höchste Beispiel der Tugend ihrer Nachwelt aufstellten; wären sie aber im Stande gewesen, darnach zu verlangen, daß der Aetna einmal so ganz urplözlich und so ganz ungewöhnlich auswerfen sollte, damit sie so ein Beispiel der Tugend hinterlassen könnten, so wären sie werth gewesen, daß man sie selbst in die Flammen geworfen hätte.“

„Dem Scipio hätte Rom Alles zu danken, weil er der Einzige war, der zulezt noch dem Kriege mit Carthago ein Ende machte; hätte er aber sich nach der längeren Dauer dieses Kriegs gesehnt, um dieser Einzige zu werden, der selbigem ein Ende machte, so hätte ihm Rom gar nichts zu danken.“

„Die Decier haben sich um ihr Vaterland dadurch unsterblichverdient gemacht, daß sie es durch ihren Tod befreiten; hätten sie sichs aber von den Göttern erbeten, daß die höchste Gefar des Vaterlandes ihnen Gelegenheit geben möchte, ihr Leben für selbiges grosmüthig aufopfern zu können, so müste das Vaterland sie noch heute verfluchen."

Wie viel tausend andere Beispiele liessen sich zu diesen Beispielen des Seneka noch hinzusetzen! Du bist ein wahrer Mensch, kann man z. E. sagen, wenn du einen Selbsterhenkten wieder ins Leben bringst; ein Unmensch aber wärest du, wenn du wünschtest, daß sich Jemand erhenkte, um ihn wieder ins Leben bringen zu können. Du bist verehrungswürdig, wenn du deinem abgebrannten Feinde eine Zuflucht zu dir gönnest; verabscheuungswürdig aber würdest du sein, wenn du wünschtest, daß der Blitz bei ihm einschliege, damit du ihm in deinem Hause ein Zimmer einräumen könntest. Du kannst auf ewigen Nachruhm rechnen, wenn du durch die Stärke deiner Beredtsamkeit Aufruhr dämpfst; ewige Nachschande aber gebührt dir, wenn du Aufruhr wünschest, um der zu werden, der ihn dämpft. U. s. w.

Wenn wir nun schon überhaupt nicht wünschen sollen, daß für uns Gelegenheit zu edlen und grosmüthigen Handlungen komme, weil dis immer fremdes Unglück und Elend voraussetzt: so sollen wir es dann am allerwenigsten wünschen, wenn dergleichen Handlungen zugleich zu unserem Vortheile gereichten. Auch hierüber ist Seneka lesenswürdig.

„Callistratus ward aus Athen verbannt; — das gewöhnliche Schicksal derer, welche den grössesten Einflus auf die Regirung daselbst hatten. Mit ihm zugleich traf Mehrere dieses Misgeschick. Als die Verbannten ihre Auswanderung antraten, freuete sich Einer von ihnen schon in voraus darauf, daß die Verbannung nicht lange dauern würde, weil die Noth, welche der Republik drohe, bald ihre Zurückberufung erfordere. Ich verabscheue deine Freude und dich — sprach Callistratus."

„Rutilius muste ebenfals aus Rom ins Elend wandern. Ein Freund, bei dem er Abschied nahm, tröstete ihn damit, daß der bürgerliche Krieg bald wieder anheben werde, da man dann ihm gute Worte geben würde, auf das eiligste zurückzukommen. Was that ich dir ie zu Leide, erwiederte er, daß du mir so einen

Trost zu geben dir erlaubst? Jetzt ist's hier gut; alsdann aber müst's schlimm hier sein. Lieber mag mein Vaterland bei meiner Verbannung sich schämen, als bei meiner Zurückberufung weinen."

So haben, setzt Seneka hinzu, Calistratus und Rutilius als gute Bürger gehandelt, weil sie nicht wünschten, durch neue allgemeine Drangsale wieder in ihre Häuser zurückzukehren, sondern lieber wollten, daß sie, als einzelne Privatpersonen, ungerechterweise gestraft würden, als daß ihr ganzes Volk durch bürgerlichen Krieg zu Grunde gerichtet werden möchte.

So etwas gern hören, zeigt schon ein edles Herz an; es aber nachthun können, ist vollkommener Herzensadel.

109.

Paskal zeigte von Kindheit auf grossen Scharfsinn, und lies sich weder mit blossen Machtsprüchen, noch mit oberflächlichen Belehrungen, in Ansehung des Wahren und Falschen abfertigen.

Den Grund von allen Dingen wollte er wissen. Theilte man ihm solchen mit, so ward er doch nicht eher ruhig, bis ihm selbiger auch offenbar wahr schiene; sagte man ihm aber keine guten Gründe, so suchte er selbst dergleichen, und lies nicht eher nach, bis er einen oder den andern fand, der ihm einiges Genüge that.

Daß ein solcher Jüngling bei der Mathematik seine Rechnung finden und es in ihr weit bringen würde, war vorauszusehen; ebenso war aber auch zu befürchten, daß er in Religionssachen die Rolle des Ungläubigen spielen möchte. Jenes traf zu — dieses nicht; Paskal blieb wider alle Erwartung ein eifriger Anhänger seines väterlichen Glaubens in allen Stücken.

Es hat mehr dergleichen Beispiele gegeben; ja, wir haben weltberühmte Mathematiker aufzuweisen, welche in Religionssachen sogar dem unerweislichsten Aberglauben fröhnten. Diese Erscheinung kann auf mancherlei Weise erklärt werden; Paskals fortdaurende Entfernung von allen freien Meinungen über die Religion aber war eine Folge seiner Erziehung. Sein Vater, der ein sehr religiöser Mann war, und für den er zugleich eine unbegrenzte Liebe empfand, prägte ihm frühzeitig den Grundsatz ein, daß Alles, was Gegenstand des Glaubens sei,

nicht vor den Richterstuhl der Vernunft gehöre. Dis verursachte, daß er alle Untersuchungen der Religion vermied; wie er dann auch Jeden, der dergleichen anstellte, für einen Mann erklärte, der die Natur des Glaubens nicht kenne; und so blieb dieser grosse und neugierige Geist, der sich in allen andern Dingen über das Vorurtheil erhub, und mit so fortdauernder Anstrengung den Grund von Allem suchte, allen Sätzen und Gebräuchen der Religion als ein Kind unterthan. In einem Alter von vier und zwanzig Jahren gerieth er dann über einige Erbauungsschriften, und dadurch zwar auch zugleich auf den Entschlus, alle andere Wissenschaften aufzugeben, und sich einzig und allein der Religion zu widmen; aber auch hier fing er nicht an, über die Glaubenslehre zu forschen, sondern hielt sich blos an die christliche Sittenlehre, welche er nicht nur studirte, sondern auch auf das gewissenhafteste ausübte.

Wer sollte den Paskal nicht dafür hochschäzzen, daß er das Praktische der Religion für die Hauptsache hielt? Wer sollte ihn nicht wahrhaftig lieben, wenn er von der Geduld hört, die er bis zum Erstaunen in seinen Krankheiten bewies, und von der Vollkommenheit, in welcher er die Feindesliebe ausübte? Unversöhn-

lich gegen Jeden, der die Obrigkeit beleidigte, ertrug er gleichgültig die ärgsten Beleidigungen, welche ihm selbst widerfuren. Diese vergas er im eigentlichen Verstande, und so, daß man ihm, wenn er sich an sie erinnern sollte, erst alle Umstände davon wieder erzählen muste. Auch dis rechnete er sich nicht zur Tugend an, sondern blos zur Vergeslichkeit; dennoch rühmte man in allen andern Dingen sein Gedächtnis sehr, und er selbst sagte, daß er nie etwas wieder vergessen habe, das er habe behalten wollen.

Mit seinem Grundsatze aber, daß die Gegenstände des Glaubens kein Gegenstand der Vernunft wären, hat der Protestant nichts zu schaffen. Jeder sieht gleich, daß Paskal, indem er bei der Religion das eine Extrem vermeiden wollen, in das andere gefallen sei. Es gibt einen bescheidenen Mittelweg zwischen beiden, und diesen zu betreten sind wir, wie unserer Vernunft, so auch der Religion selbst, schuldig. Man erweiset seinem Glauben nicht nur dadurch eine schlechte Ehre, wenn man ihn nicht vor den Richterstuhl der Vernunft lassen will, sondern man kann ia ohnedis nicht einmal wissen, ob man einen vernünftigen, oder unvernünftigen Glauben an ihm habe.

Bekantermassen wird zwar vorgegeben, daß die Wahrheiten der Religion doch nicht so streng bewiesen werden könnten, als die mathematischen, und daß es also besser sei, sie ohne alle Untersuchung zu glauben, als sich solchergestalt der Gefar auszusetzen, durch nicht vollkommen gelingende Untersuchung in ihnen wankend zu werden; inzwischen gibt's ia auch hiefür guten Rath, und — wer sollte es glauben, daß Paskal selbst diesen gewust und gegeben?

Schon Arnobius war in Ansehung des Glaubenssatzes von einem zukünftigen Leben sein Vorgänger darin. „Es ist wahr, auch Christus hat nicht bewiesen, sondern nur versprochen; das ist nun einmal die Natur des Zukünftigen, daß es nicht streng bewiesen werden kann. Wenn dis nun so ist, ist's nicht vernünftiger, wenn wir unter zwei Ungewisheiten lieber dasienige glauben, was uns Hofnung gibt, als was uns keine gibt? Dabei wird nichts verlohren, wenn die Zukunft, welche als bevorstehend angenommen wird, am Ende nichts gewesen ist; dabei aber wäre unersetzlicher Verlust, wenn die Zukunft, die als nicht bevorstehend angenommen wird, am Ende doch wahr würde."

Paskal folgte dem Arnobius in Ansehung der Lehre von Gott hierin nach. „Wer einen Gott glaubt, schrieb er, gewinnt Viel, wenn er Recht hat, und verliehrt Nichts, wenn er sich betrügt; ein Gottesleugner aber gewinnt Nichts, wenn er Recht hat, und verliehrt Alles, wenn er sich betrügt."

Hätte Paskal diese Art zu raisonniren auf den gesamten Glauben angewendet, so würde er seinen Grundsatz, daß die Gegenstände des Glaubens nicht Gegenstände der Vernunft sein dürften, fahren gelassen haben. Im Grunde hat er ja, da er so über das Dasein Gottes raisonnirte, doch wirklich diesen Glaubensgegenstand zum Gegenstande der Vernunft gemacht, und ist dadurch in Widerspruch mit sich selbst verfallen.

110.

Ein guter Rath für den Gelehrten ist der — daß er sich vor dem Umgange mit solchen Grossen hüte, denen er blos zum gelehrten Zeitvertreibe dienen solle. Kann er dann

nicht von Allem, was ie auf dem Erdboden vorgefallen ist, aus dem Stegereife Rede und Antwort geben, so geben, daß sogar das Datum trift, so heisst er ein Ignorant.

Um so auffallender ist's allerdings, was wir vom Castellan lesen. Franciskus der Erste von Frankreich, der sich rühmte, daß er allen Gelehrten, die er zu seiner Geselschaft berufen, Nüsse gegeben habe, die sie nicht aufknacken können, gestand, daß dieser ihm keine Nus unaufgeknackt gelassen habe.

Freilich ging's also dem Castellan bei einem König von Frankreich besser, als ienem Pater Prior bei einem blossen Marschall von Frankreich. Der Marschall von Crequi, der in Ungnade fiel, und sich auf sein Landgut begeben muste, verlangte den gelehrtesten Mann in dasiger Gegend zu seiner Geselschaft. Der sehr gelehrte Prior eines benachbarten Klosters ward ihm zugeführt; kaum aber waren vierzehn Tage verflossen, so schickte er ihn als einen der unwissendsten Menschen von sich, weil selbiger nicht den Stammbaum der Familie von Crequi so anzugeben wuste, wie er, der Herr Marschall von Crequi, selbst.

Fragen wir nun aber, was Kastellan davon gehabt, daß er einem König von Frankreich auf

eine solche Weise mehr Genüge geleistet, als dieser Pater Prior einem blossen Marschalle von Frankreich: so müste allen Gelehrten die Lust vergehen, sich ie nach dem Lobe zu drängen, das Franciskus ihm ertheilte. Castellan muste sich fast todt studiren, um nur seinem Herrn auf keine Frage, die er that, die Antwort schuldig zu bleiben. Er schlief nur drei Stunden, und as nur einmal des Tags; sobald Franciskus eine absonderliche Frage sich ausgedacht hatte, muste er da sein; bei Tafel muste er ihn unterhalten, ohne sein Gast weiter zu sein; von seinem Bette durfte er nicht eher weggehen, bis er ihn in den Schlaf gesprochen hatte.

So ging's dem gelehrten Castellan bis an des Königs Tod. Da hatte er freilich sogar noch die Ehre, dem Monarchen die Leichenrede zu halten; besser aber hätte er sich gerathen, wenn er auch hiervon zurückgeblieben wäre. Die Sorbonne machte es ihm zum Verbrechen, daß er seinen grossen Gönner so geschwind ins Paradis eingeführt, und nicht lange genug erst im Fegfeuer sein lassen. Zu seinem Glück half ihm der Hofmarschall Meadoza durch einen lustigen Einfall noch aus dem Handel. „Ich kenne meinen gewesenen Herrn, sprach dieser, und Castellan hat Recht. Franciskus hielt sich nicht

gern lange an einem Orte auf; ist er durchs Fegfeuer gegangen, so hat er es aus keiner andern Ursache gethan, als den Wein dazu kosten, und dazu bedarf's keiner halben Viertelstunde."

Ist — könnte man schier fragen — zwischen einem Gelehrten, der sich so misbrauchen lässet, wie Castellan, und zwischen einem Hofnarren weiter ein Unterschied, als — daß iener ein gelehrter Hofnarr ist? Ob man einen Andern durch seine eigenen possirlichen Einfälle unterhalten, oder ob man auf seine possirlichsten Fragen antworten mus, gilt doch wohl gleich. Ein Gelehrter würdigt sich zu tief herab, wenn er sich dazu hergibt, seinen Herrn, und wenn's der grösseste Monarch wäre, mit seinem Gedächtnisse und mit seinem Witze blos zu belustigen, und der Mann zu sein, welcher machen mus, daß die Rebhühner noch besser schmecken, und der Champagner noch glatter hinterfliesse. Möchten doch die, welche das Meisterrecht in den Wissenschaften erlangt haben, mehr auf sich halten! Und — was nützen sie damit, wenn sie sich so wegwerfen? Das Beste des Landes befördern sie warlich nicht, wenn sie dem Regenten blos zur gelehrten Kurzweile dienen,

und auch auf die unnützesten Fragen gleich die bestimmteste Antwort bereit haben.

Der Gelehrte komme, wenn ihn sein Fürst ruft; er komme, so oft er gerufen wird, sobald er sieht, daß man ihn mit Anstand behandle, und daß er mit seiner Wissenschaft wahrhaftignützlich werden solle. Findet er sich aber hierin betrogen, so ziehe er sich auf gute Art zurück. Das Lustigmacherhandwerk, es mag sein, von welcher Art es will, entehrt ihn nicht nur, sondern seine Bestimmung ist auch mit seinen Kentnissen das allgemeine Wohl zu befördern. Kann er dis nicht bei Hofe, so ist der Hof auch sein Kreis nicht; das Volk ist alsdann sein Kreis. Er betreibe nun sein Amt immer vollkommener; er theile seine Kentnisse Jüngeren mit, und ziehe ähnliche Gelehrte der Nachwelt zu. Die Zeit, welche ihm dann noch übrig bleibt, wende er zu seinem weiteren Wachsthume in den Wissenschaften an; so wird er als Gelehrter nicht nur der achtungswürdigste Mensch sein, sondern er wird auch, statt Andern zu einem läppischen Vergnügen zu dienen, zu seinem eigenen wahren Vergnügen leben. Unabhängig von fremder hoher Laune, kann er nun die Wissenschaften selbst wählen, in welchen er noch immer mehr Meister werde, und

braucht sein Gedächtnis nicht mit Millionen Nahmen und Jahrzahlen zu martern, sondern kann es mit wesentlicheren Kentnissen leise anfüllen, und mehr Zeit auf die Pflege seines Verstandes, seiner Beurtheilungskraft, seines Scharf- und Tiefsinnes verwenden. — Wer so thut, der thut auf jeden Fall weiser und besser, als Castellan.

III.

Nicht nur wahr ist's, daß Menschen von gleichgrossen Fähigkeiten nicht immer ein gleichgrosses Glück machen; wahr ist's auch sogar, daß Mancher bei mittelmässigen Fähigkeiten ein weit grösseres Glück macht, als Andere bei den allergrößesten. Nur mus man die Ursache davon nicht immer im Schicksale suchen. Es beruhet allerdings viel auf günstige und ungünstige Umstände; wer fragt aber nicht hier gleich, ob denn für den Wahrhaftiggeschickten nicht irgend einmal in seinem Leben die Umstände günstig werden sollten?

Der berühmte Jurist Balduin verband mit einer sehr weitläuftigen Wissenschaft die grösseste

Arbeitsamkeit. Er schrieb gut; er sprach noch besser. Seine Beredtsamkeit ward sogar durch die Natur unterstützt, welche ihm ein schönes Aeuserliches und eine vortrefliche Stimme gegeben hatte, und nie ist ein Hörsal zu Paris glänzender gewesen, als der des Balduin. Man sah die Räthe, die Ritter, die Bischöfe in ihn strömen. Es war zu erwarten, daß ein solcher Mann auch auf andere Weise gesucht werden werde. In der That ward er auch von den Grossen zu mehreren wichtigen Geschäften gebraucht; durch deren wackern Betrieb er sich den Weg zu den höchsten Ehrenstellen bahnte. Dennoch stieg er niemals sehr hoch, und soll sogar auch mehr arm, als reich, gestorben sein. Unerklärbar würde dis sein, wenn sich hiermit die Nachrichten von ihm schlössen; erklärt auf der Stelle ist's aber, wenn wir auch lesen, daß Balduin viel Unbeständigkeit in seinen Wünschen und Entschlüssen gezeigt. Man könnte ihn den Schmetterling unter den Professoren nennen; denn er flog von einer Akademie zur andern, hatte nirgends Ruhe, und starb noch unter Reiseanstalten nach Krakau. Mit dieser Unbeständigkeit in seinen Neigungen verband sich auf die seltsamste Weise der beharrlichste Eigensinn in seinen Meinungen, der ihn in die heftigsten

Streitigkeiten verwickelte. Braucht man weiter etwas zu wissen, als dis, um einzusehen, warum er bei so grosser Geschicklichkeit kein grosses Glück gemacht, während daß andere Juristen, die sich gar nicht mit ihm messen durften, das gröſſeste machten?

Es ist nicht genug, daß man viel Wissenschaft aus Büchern, aus Erfarung, und aus eigenem Nachdenken erworben habe, viel Verstand besitze, beredt sei, und die Thätigkeit liebe. Herrliche Eigenschaften allerdings! es können aber auch neben ihnen andere Statt finden, die die Thür zum Glück ebenso wieder verschliessen, wie jene sie öfneten. Was hilft es, wenn man noch so geschickt, aber dabei von sich eingenommen ist, daß man überall auf seinen Kopf besteht, auch dann, wenn man vom Besseren überzeugt wird, nicht nachgibt, auf die, welche gleiche Geschicklichkeit besitzen, sich eifersüchtig zeigt, und sie in voraus zu verdrängen droht, alle übrigen aber mit Verachtung behandelt, und bei jeder Gelegenheit den Zänker und Streiter macht? Wer wird nicht Männern von solcher Denkart entgegen sein, ihr Aufkommen verhindern, und, wenn er dis nicht konnte, hernach doch Alles anwenden, daß sie von selbst wieder gehen müssen? Ebenso — was hilft es, wenn man mit seiner

Geschicklichkeit noch so thätig, aber dabei wankelmüthig, ist, etwas, das sich in die Länge zieht, nicht zu verfolgen vermag, vom hundertsten aufs tausendste fällt, vor alten Planen bald Ekel bekommt, und immer nur neue macht, um sie nächstens wieder mit andern neuen zu verwechseln? Wirft man so nicht selbst wieder ein, was man bauete? Kann man auf solche Weise irgend einmahl ein Ehren- und Glücksziel von Belang erreichen?

Untersuchen wir nach diesen unumstößlichen Grundsätzen diejenigen näher, welche darüber beklagt werden, oder sich selbst beklagten, daß sie bei aller grossen Geschicklichkeit kein Glück gehabt, so wird sich's häufig finden, daß sie kein Glück haben wollten, und mit den Mehresten wird's, wie mit Balduin, stehen, dem es an Gelegenheit dazu nicht gemangelt hat, der aber immer, wenn er kaum auf den rechten Weg gebracht war, ihn wieder verlies. Warum soll denn nun das Schicksal mit so unzählichen unverdienten Vorwürfen belästigt werden? Man verlangt, daß es gerecht sein solle, und erweiset ihm selbst Ungerechtigkeit.

Mehr, als wunderlich, aber wär's doch wohl, wenn man nun eben die Vermischung von beförderlichen und hinderlichen Eigenschaften,

welche die Ursache ward, daß dergleichen Männer kein Glück hatten, dem Schicksale zur eigentlichen Sünde, die es an ihnen begangen, machen wollte. Hatten sie nicht insgesamt grossen Verstand? Lehrte sie dieser nicht ihre zuträglichen Eigenschaften von den schädlichen leicht unterscheiden? Hätte er ihnen also auch nicht lehren sollen, daß sie diese in der Masse zu zerstören suchen müsten, in welcher sie jene auszubilden hätten? Das konnten sie doch wohl einsehen, daß man mit noch so grosser Geschicklichkeit bei Mangel an aller Humanität und Sittenmilde nicht weit komme; warum schaften sie sich diese nicht wenigstens da noch an, als sie sogar schon vielfache wirkliche Erfarung davon gemacht hatten? Das konnten sie doch ebenfals wohl einsehen, daß alle ihre Thätigkeit, all ihr Streben und Ringen ihnen wenig helfen werde, wenn sie heute hiernach, morgen darnach, strebten und rängen; warum wurden sie nicht wenigstens da noch steter und beharrlicher auf einem gewissen Wege, als sie sich nach einer Reihe von Jahren wirklich von allen grossen Zielen, die sie ie vor Augen gehabt hatten, noch gleichweit entfernt erblickten? Hier hat also alle ihre Entschuldigung ein Ende. Wer durch öfteren grossen Schaden nicht einmal gewitzigt wird, daß

er seinem Dünkel und seinem Wankelmuthe die gehörigen Grenzen setzen lerne, der rühme sich ia keines rechten Gebrauchs seines Verstandes. Fehlt es ihm aber hieran, so verlange er auch seiner grossen Eigenschaften wegen kein grosses Glück; denn unter allen grossen Eigenschaften fehlt ihm ia die erste.

112.

Männern, die in öffentlichen Aemtern grau geworden, kann keine grössere Ehre widerfaren, als wenn ihnen die Alterswegen gesuchte Entlassung aus dem Grunde verweigert wird, daß das gemeine Wesen zu viel dabei verliehre, weil man noch keinen Andern wisse, der ihren Platz so ausfüllen könne, wie sie ihn noch immer ausfüllten.

Diese Ehre widerfur dem Egnatius, Lehrer der schönen Wissenschaften zu Venedig im sechzehnten Jahrhundert. Die Abnahme seiner Kräfte immer mehr fühlend, bat er bescheiden zu mehreren malen, daß er seine Stelle verlassen, und sich in die Einsamkeit, wohin der schwache,

Greis gehöre, begeben dürfte; der Senat bewilligte ihm es aber erst in einem sehr hohen Alter.

Egnatius hatte eine so ausgebreitete Gelehrsamkeit, daß er fast ein Lehrer aller Wissenschaften hätte genannt werden können; sein Vortrag war dabei ebenso deutlich und einnehmend, als gründlich. Die ganze edlere Jugend zu Venedig verdankte ihm daher ihre schönste Ausbildung, schätzte ihn zärtlichhoch, und hätte Trauer anlegen mögen, wenn er Mine machte, sein öffentliches Lehreramt aufzugeben. Wie er den Söhnen nützlich war, so war er es auch den Vätern. Täglich war ausser den Lehrstunden sein Haus mit Senatoren angefüllt, welche über die wichtigsten Angelegenheiten mit ihm berathschlagten, und aus den Quellen seiner Weisheit und allumfassenden Gelehrsamkeit schöpften. Ja, man kann sagen, daß seine Nützlichkeit sich auf ganz Venedig erstreckte. Als ein Lehrer der schönen Wissenschaften war er der schönsten unter allen auf das eifrigste ergeben, und übte hohe Reinigkeit des Lebens aus. Daß er hierdurch für alle seine Schüler und Zöglinge erst ein vollkommener Lehrer ward, ist an sich klar; da er aber auch ein so berühmter Mann war, daß Aller

Augen auf ihn gerichtet standen: so hatte auch seine ganze Mitbürgerschaft immer das schönste Beispiel der Sittlichkeit vor sich, nach dem sie sich nur bilden durfte, um auch wahrhaftigsittlich zu sein.

Welcher weise Staat sucht wohl nicht so einen Mann so lange auf seinem Posten und als eine öffentlichlebende Person zu behalten, wie möglich? Die gewöhnliche Antwort des Senats auf seine Bitte um Entlassung war daher immer diese — — „Wie? du Unersetzlicher wolltest schon aufhören, der Lehrer unserer dich so liebenden Jugend, unser eigener Rathgeber, und das allgemeinsegnende Beispiel unserer ganzen Stadt zu sein? Das darfst du nicht — das darfst du noch nicht — noch nicht."

Welcher dankbare Staat wird aber auch wohl diese Sprache gegen einen solchen Mann bis an seinen Tod fortsetzen, und nicht endlich auch seinem Alter die gebührende Gerechtigkeit widerfaren lassen? Sonst wären ia Greise, wie Egnatius, die unglücklichsten unter allen; und wie hätten sie dis durch ihre lange höchste Gemeinnützigkeit verdient? Der venetianische Senat gab daher auch endlich seiner Bitte nach, setzte ihn in den Ruhestand, und erlaubte ihm,

den letzten Rest seiner Tage blos sich selbst zu leben. — Man fürchte aber nicht, daß dis die ganze Dankbarkeit geworden sein werde, welche man gegen ihn ausübte; nein, Egnatius behielt die Einkünfte seiner verlassenen Stelle lebenslang bei, und, um etwas Ausserordentliches auch noch gegen ihn zu thun, so wurden durch einen Rathschlus der Zehner seine Güter von allen Arten von Abgaben freigesprochen. Er starb in völliger philosophischer Einsamkeit, und nahm das Bewustsein mit sich, einer der nützlichsten Menschen gewesen, über seine Kräfte lange gewesen zu sein. — —

Ist der Wunsch zu gros, daß alle Männer in öffentlichen Aemtern sein möchten, wie Egnatius, so wird doch wohl zu wünschen erlaubt sein, daß die öffentlichen Lehrer sich so unentbehrlich und so unersetzlich machen möchten, wie er. Wohl dem Staate, in welchem man auch die Greise unter diesen noch festhält, wenn es gleich nicht an jungen Männern fehlt, die mit der Zeit ihre Stelle ersetzen können! Mehr wohl wenigstens ihm, als einem andern, wo man froh ist, wenn sie für Ausgediente erklärt sein wollen, und wo gleich ein ganzer Tros von Kandidaten sich um ihr Amt meldet,

der samt und besonders es, wo nicht noch schlechter, doch ebenso schlecht, bekleiden wird, wie sie!

113.

Wessel, den man unter die Vorläufer Luthers zählen kann, hatte einen grossen Gönner am Franciskus della Rovera. Dieser General der Franciskanerbarfüsser ward hernach Pabst, und lies ihm unter den Thatbeweisen, welche er ihm nun von seiner Freundschaft geben konnte, die Wahl. Wessel bat um eine Handschrift der Bibel aus der vatikanischen Bibliothek. Sixtus der Vierte fand diese Bitte äuserst läppisch. „Narr, warum verlangst du nicht lieber eine Bischofsmütze?" Diese kann ich nicht brauchen, erwiederte Wessel, nahm seine Bibel, und kehrte in seine Vaterstadt Gröningen zurück, um da ungehindert in ihr zu lesen. — Was ist's, das uns so an ihn hinzieht, wenn wir dis hören?

Das hohe Gefühl für die Wahrheit ist's, welches Wessel hierdurch zu erkennen gab. —

Er hatte von Jugend auf keinen blossen Auszügen oder angeführten Stellen aus irgend einem Schriftsteller getrauet, sondern die Werke selbst, sobald er ihrer habhaft werden konnte, gelesen. So brennte er dann auch für Begierde, das Religionsbuch der Christen zu lesen, aus welchem ihm so viele Erzählungen und Anführungen gemacht worden waren, denen er es gleich anzuhören glaubte, daß sie falsch sein müßten. Unter allen Gaben also, womit ihn sein Freund, der Pabst, beschenken konnte, war ihm ein Manuskript davon die liebste.

Man wird sagen — Sixtus weigerte sich nicht, ihm noch ausser der Bischofsmütze ein solches zu geben; warum nahm er nicht Bibel und Mütze zugleich?.. Wessel wollte das Religionsbuch der Christen nicht blos lesen, sondern auch seinen christlichen Glauben daraus bilden, den er hernach weder zu leugnen, noch zu verbergen, gesonnen war. Unter iener Mütze, so einträglich sie auch gewesen wäre, hätte er, wo nicht Vieles gegen seine Ueberzeugung glauben, sich doch wenigstens so stellen müssen, als wenn er es glaubte; als blosser Bürger von Gröningen aber war und blieb er, wenn er auch kein reicher Mann war, doch ein freier Mann, und durfte weder Glaubensketten tragen, noch

eine Heuchlerlarve anlegen. Daß die Mönche nach seinem Tode in seine Studierstube einfielen, und da seinen Glauben, den er in seinen Schriften zurückgelassen hatte, feierlich verbrannten — darüber hätte er lachen können, wenn er es vorher gewust hätte; musten sie ihn doch bei seinem Leben nicht nur unverbrannt, sondern auch ungehudelt, lassen.

Nichts nimmt uns auf der Stelle mehr für Andere ein, als an ihnen entdecktes Gefühl für die Wahrheit von der Höhe, in welcher es Wessel hatte. Die Ursache davon kann nichts Anderes sein, als daß die Vernunft die eigentliche Menschheit an uns ausmacht, und daß Eifer für die Wahrheit der einzigedle Gebrauch der Vernunft ist. Wer auf das reichste Einkommen Verzicht thun kann, um nur Treue gegen die Wahrheit nicht blos im Herzen behaupten, sondern auch öffentlich zu erkennen geben zu können — der ist ohne Widerrede in den Augen der ganzen Welt ein großer Mann, wenn ihn auch Mönche und Pfaffen, die von Bisquit und Mandeltorte mehr halten, als von dem Brodte des Lebens, für einen klugen Mann erklären. Selbst seine ärgsten Feinde, die Mamelucken im Egipten der Wahrheit, können ihm im Herzen ihre Hochachtung

nicht versagen; denn das Gefühl für die Wahrheit ist einmal so fest in die menschliche Natur eingewebt, daß man, wenn man es auch selbst nicht schäzt, es doch an Andern ehren mus.

Aber nun — wie? so that Wessel, der Katholik? Eine Bischofsmütze wollte er nicht, um der Wahrheit, wenn er sie erkannt hätte, treu bleiben zu können?.. Spiegle sich doch an ihm ieder protestantische Bischof, der seine Mütze eigentlich dazu bekam, daß er die Wahrheit bekennen sollte, und der nun, nachdem er die Mütze weg hat, die Wahrheit verleugnet!

114.

Zur Geschichte der traurigen Wirkungen der Spielsucht auf Kopf und Herz hat Wilhelm Bautru, Graf von Serrant, einen nicht unerheblichen Beitrag geliefert.

Dieser Erzspieler, der zugleich nicht viel aus der Religion machte, spielte doch wenigstens zuweilen den Religiösen, und unterwarf sich gewissen Andachtsübungen. Bei einer solchen Ge-

legenheit suchte man einsmals sein leichtsinniges Gemüth durch Vorlesung der Leidensgeschichte Jesu zu bewegen. Er saß dabei wie gedankenlos; als der Vorleser aber auf die Stelle kam, daß die Soldaten um das Kleid Jesu gewürfelt hätten, gerieth er in die grösseste Lebhaftigkeit, und betheuerte, daß etwas Unvergleichlicheres ihm nicht vorgelesen werden könnte. ——

Man hat oft gesagt, daß die Spielsucht gegen die schöne Natur gleichgültig mache; hier aber ist sogar ein Beispiel, daß sie auch gegen das Moralischschöne abstumpft. Braucht man auch wohl ein passionirter Liebhaber der Passionsgeschichte zu sein, um zu fühlen, daß die erhabenen Aeusserungen des grossen Mannes, der hier so sehr leidet, Alles übersteigen, was die Geschichte der Märtirer für Wahrheit und Tugend aufzuweisen hat? Dennoch rührt's den Bautru mehr, wenn die Soldaten, welche Jesum gekreuzigt haben, um sein Kleid würfeln, als wenn Jesus betet: — Vater, vergib ihnen; sie wissen nicht, was sie thun.

Was sagen wir zu einer Seele, deren Bewunderung nicht nur, sondern auch deren Aufmerksamkeit, weiter nichts mehr erregen und

festhalten mag, als das Spiel? Was sagen wir nun aber auch zum Spiele, das eine solche tirannische Allgewalt über menschliche Seelen erlangen kann? In der That, so ist's denen, die es mit Vernunft und Tugend gut meinen, nicht zu verdenken, wenn sie so aus ganzem Herzen gegen die Spielsucht eifern. Traurig genug aber, daß es ihnen nichts hilft, und wenn sie — in der heiligen Sprache zu reden — ihr Eifer fräsße.

Es ist nicht genug, daß man sage, man könne den Bautrun geradezu unter die Narren zählen, und Narren von ieder Art werde es immer geben; noch weniger genügt es, darüber zu spötteln, daß seine Sünde nur darum so gros gemacht werde, weil er sie gegen die Leidensgeschichte Jesu begangen habe; sieht man denn nicht, oder will man nicht sehen die Verwüstungen in den Wissenschaften und in den Pflichten, welche der Hang zum Spiele anrichtet? Der Jüngling, der sich ihm ergibt, flieht das ernste Nachdenken — der Mann, von ihm besessen, flieht die ernste Thätigkeit. So wird erst nichts rechts gelernt, und dann nichts rechts geleistet. Wie steht es da um Staat und Kirche? wie stehts um Haus und Hof?

Niemand kann dem einreissenden Spielübel besser steuern, als die Fürsten. Wenn diese selbst auf Unterhaltung durch Gespräch mehr Werth legen, als auf Unterhaltung durch Spielen, so wirkt ihr blosses Beispiel schon Verachtung des unmännlichsten aller Zeitvertreibe. Nach ihnen bildet sich der Hof, nach dem Hofe die Stadt, nach der Stadt das Land. Wenn sie aber vollends keinen Dienst, er sey, welcher er wolle, an Spielsüchtige vergeben, und Wiederabsezzung an Dienern ausüben, die nach geschehener Anstellung dergleichen werden: so hat gewis das Spielen ein Ende. So hart dis klingen mag, so ist's doch ausgemacht, daß gegen grosse sittliche Uebel am Ende auch gewaltsame Mittel ergriffen werden müssen. Wozu aber dis? fragt man wohl; sollen die Deutschen etwa wieder Trinker werden, wie ihre Vorfaren? ist's nicht besser, daß sie Spieler sind? — Statt aller Antwort hierauf die Gegenfrage — gibt's kein Drittes?

115.

Die Römer hatten nach dem traurigen Kriege, den sie mit den Galliern geführt, einen Schatz nidergelegt, der nur auf den Fall, wenn sie wieder mit diesem Volke in Krieg geriethen, angegriffen werden sollte. Ihre Vorsicht war dabei so weit gegangen, daß sie Jeden, welcher sich ausserdem daran wagen würde, mit dem öffentlichen Fluche belegten.

Cäsar ward nachher Herr von Rom, und so erklärte er sich auch für den Herrn des Schazzes im Tempel des Saturn. Man führte ihm den Fluch zu Gemüthe, welchen die Vorwelt auf das, was er thun wolle, gelegt; er lachte darüber, und erwiederte, daß er die Gallier unteriocht, und also dadurch auch Rom von der Verbindlichkeit befreiet habe, wozu es sich bei der Stiftung dieses Schatzes anheischig machen können.

Wer sollte nicht glauben, daß ganz Rom sich vor die Thür des Schatzes gestellt und ihn vertheidigt haben werde? Dennoch gab es nur einen einzigen Römer, der hierzu Muth genug hatte — den Metellus. Da Cäsar sich mit bewafneter Hand zum Herrn von Rom

gemacht, so unterwarf sich auch ganz Rom ihm gleich dergestalt, als wenn es seit langer Zeit schon an Sklaverei gewöhnt wäre. Man lies ihn also ruhig zum Schatze gehen, den er — verschlossen fand.

Cäsar forderte die Schlüssel; Metellus, der noch ein junger Mann war, versagte sie ihm. Cäsar gab Befehl, die Thür aufzusprengen; Metellus stellte sich vor sie. Cäsar drohte, ihn auf der Stelle niderzustossen, und setzte keck hinzu — junger Mensch, weissest du nicht, daß dis Cäsarn noch leichter zu thun, als zu sagen ist? Metellus wich noch nicht. Endlich kam der kaltblütigere Cotta, und sprach zum Metellus — „Wenn einmal Gewalt vor Recht geht, so wirft der, der zu schwach ist, die Freiheit vollends über den Haufen, wenn er sie behaupten will; erhalte wenigstens den Schatten von Freiheit noch, und thu', als wolltest du das selbst, was dir befohlen wird.“ Da wich Metellus, und Cäsar nahm aus dem Schatze, was er wollte.

Was diesen Fall besonders anbelangt, so sieht wohl Jeder gleich ein, daß Cotta Recht hatte. Ja, wenn Metellus auch nur einigermassen den Beistand des Volks gehabt hätte, so wäre sein weiterer Widerstand so vernünftig,

als edel, gewesen; was ward aber dadurch zum allgemeinen Besten ausgerichtet, wenn Cäser, dem nun einmal der Eingang zum Schatze nicht verwehrt werden konnte, wohl gar über eine Leiche zu ihm einginge? Auf jeden Fall hatte nun Metellus genug daran, daß er denn Cäsar gezeigt, daß dieser den Schatz, auf dem der Fluch der Vorwelt ruhe, wohl unangetastet lassen solle, wenn die Zeitgenossen so viel Muth hätten, als er.

Ist es aber auch wohl immer der beste Rath, welchen man Jedem, der zum Widerstande zu schwach ist, wenn Gewalt vor Recht geht, geben kann, daß er thue, als wollte er das selbst, was ihm befohlen wird? Gewis sieht man auch gleich ein, daß dis nicht zugegeben werden dürfe, wenn nicht die ganze Pflichtenlehre aufs Spiel gesetzt werden soll. Daß wir Habe und Gut, wenn wir es einmal hergeben müssen, lieber gleich gutwillig hergeben, wenn wir dadurch uns vor Ketten, Folter und Tod sichern können, ist sehr vernünftig; sollen wir aber auch unsere Tugend und Rechtschaffenheit hergeben, so hergeben, als thäten wir es aus freien Stücken? Da lieber sterben, als thun, was befohlen wird, geschweige dann als dazu noch aussehen, als thäte man es wil-

lig! In diesen Fall können oft sogar Männer, die in öffentlichen Aemtern stehen, vermöge ihres wirklichen Berufs kommen, und wehe alsdann dem gemeinen Wesen, wenn sie nicht so denken! Ein Richter z. E. soll auf Befehl eines Tirannen ein ungerechtes Urtheil fällen, oder auf der Stelle abgesetzt sein; darf er wohl thun, als wollte er das selbst, was ihm befohlen wird? Nicht einmal auch nur das ungerechte Urtheil fällen darf er, sondern mus die gedrohete Absetzung lieber erwarten und dulden. Der Einwand — so fällt mein Nachfolger das Urtheil verändert in der Sache nichts; so las es fällen, Richter, wer es fällen will, du aber fälle es nicht! — Ein Nachrichter soll den Kopf eines Unschuldigen, der weltkundig ein Opfer der Grausamkeit wird, abschlagen, oder von einem hinter ihm stehenden Henker geköpft werden; darf er es ohne Thränen thun? Nicht einmal den Kopf des Unschuldigen darf er abwerfen, sondern mus lieber seinen eigenen Hals hinhalten. Köpft ienen dann aber nicht ein Anderer? — es sei, so hast du ihn doch nicht geköpft. Wäre dis die allgemeine Denkart der Richter und Nachrichter, so gäbe es keinen Justizmord, den schändlichsten unter allen Morden, und so sässen die Köpfe der Recht-

schaffenen fester. Richter und Nachrichter werden aus keinem andern Grunde angenommen, als daß das allgemeine Beste durch sie gesichert werde; will man sie also dazu misbrauchen, daß das allgemeine Beste in die höchste Unsicherheit geriethe, so sind sie denen, welche sie annahmen, keinen Gehorsam schuldig. Wie ihre Widersetzlichkeit für sie ablaufen werde, mus nicht von ihnen gefragt werden; der Rechtschaffene soll im Streite der Pflichten seine höhere Pflicht erfüllen, ohne sich um den Erfolg davon zu bekümmern. — —

Hätte Cäsar auf keine andere Weise zum Schatze im Tempel des Saturn kommen können, als daß ihm Metellus die Thür aufschlösse — hätte Cotta dann aus dem angeführten Grunde hierzu gerathen, und Metellus, dessen Herr ietzt Cäsar war, es gethan: so wären Cäsar, Cotta und Metellus ein Drei von schlechten Männern. Da aber Cäsar schon Befehl gab, die Thür aufzusprengen, und den Metellus nicht einmal würdigen wollte, ihn an der Thür zu tödten, sondern nur von der Thür wegwerfen zu lassen: so that Cotta recht, daß er dem Metellus den Rath, selbst wegzugehen, gab, und Metellus that recht, daß er diesen Rath be-

folgte, und Cäsar blieb der einzige Schlechthandelnde unter Allen.

Cäsar hat dis auch selbst gefühlt, und sich daher wohl gehütet, den ganzen Vorgang nach der Wahrheit in seiner Geschichte des damaligen Bürgerkriegs zu erzählen. — So macht's ein Mann, der seine eigene Geschichte schreibt; er unterdrückt von öffentlichen Vorgängen die Umstände, welche ihm zur Schande gereichen.

116.

Daraus, daß Jemand im Kalender steht, folgt noch gar nicht, daß er sich durch Weisheit und Tugend ausgezeichnet habe. Ist besonders von grossen Herren die Rede, so kann man sogar für gewis annehmen, daß diejenigen unter ihnen, welche sich durch Eingeschränktheit des Verstandes vorzüglich auszeichneten, und also der Geistlichkeit die liebsten waren, am ersten für Heilige und Selige, oder, welches Einerlei ist, für Kalenderleute, vom römischen Hofe erklärt worden sind.

Ein solcher Kalendermann war der heilige Eduard, König von England. Ist alles das wahr, was von ihm geschrieben steht, so kann man ihn blos dadurch von dem Verdachte hoher Bosheit retten, daß man seinen noch höheren Blödsinn geradezu einräumt.

Emma, Eduards Mutter, nahm viel Antheil an den Regirungsgeschäften. Der Graf von Kent, welcher den ersten Minister machte, ward hierüber eifersüchtig; auch mochte sie ihm oft bei seinen Misbräuchen, die er von der oberšten Gewalt im Nahmen des Königs treiben wollte, entgegen sein. Er eilte also, sie auf die Seite zu schaffen, und beschuldigte sie der unersättlichsten Gewinnsucht. Einige Grossen des Reichs wurden von ihm bestochen, und brachten die förmliche Anklage darüber an den König. Eduard, der Sohn, hielt seine Mutter, ohne sie erst mit ihrer Verantwortung zu hören, für strafbar, lies sie unvermuthet überfallen, und befohl, ihr Alles, was sie hatte, als ruchloserweise erworbenes Gut, wegzunehmen.

Die von ihrem eigenen Sohne so beschimpfte Emma flüchtete zu einem ihrer Verwandten, dem Bischof von Winchester. Mit diesem hielt sie öftere und lange Unterredungen, um sich seines Raths zur Wiedererlangung der Gunst

Eduards zu bedienen. Der Graf von Kent bekam hiervon kaum Kundschaft, als er daraus Stof zu neuen und andern Beschuldigungen schöpfte. Eduard hörte wieder allein hierauf, ohne seine Mutter dagegen zu hören, und bestätigte das Urtheil, daß sie, um ihre Unschuld bei dem vertrauten Umgange mit dem Bischof darzuthun, sich nach damaliger Sitte durch die Feuerprobe reinigen sollte.

Die von ihrem eigenen Sohne noch beschimpftere Emma verfügte sich in eine Kirche, und begehrte, nachdem sie sich durch das Gebet einer ganzen Nacht dazu vorbereitet, die Vollziehung des Urtheils. Eduard selbst begab sich sogleich dahin. In seiner Gegenwart und in Gegenwart aller Grossen des Reichs ging sie, ganz gemein gekleidet, bis an die Kniee baarfüssig, und mit gen Himmel gerichteten Augen, zwischen zwei Bischöfen über neun glühend gemachte Pflugscharen. Die Glut schadete ihr so wenig, daß sie, als sie die Probe überstanden, fragte, ob sie nun bald über die Eisen gehen sollte.

Eduard warf sich darauf vor sie nieder, bat sie um Vergebung, und forderte selbst, daß man ihm für den seiner Mutter angethanen Schimpf die Buszüchtigung geben sollte. Man säumte

auch nicht damit, sondern kleidete ihn aus und geisselte ihn, wie ieden andern Büssenden.

Nicht wahr, das ist ein schöner Kalendermann? Wenn also ein König, der erst blödsinnig genug ist, sich zu den schlechtesten Handlungen verleiten zu lassen, hernach nur noch blödsinniger genug ist, sich nicht nur der Busse, die ihm die Geistlichkeit dafür auflegt, zu unterwerfen, sondern sich diese sogar unterthänig auszubitten — dann ist er ein Heiliger, dann wird er selig gesprochen, dann wird ein Tag im Jahre auf ewige Zeiten nach ihm genannt. Das ist ganz so, wie es in noch früheren Zeiten der Welt mit den abscheulichsten Unmenschen ging, die ihrer Missethaten gegen das Menschengeschlecht wegen namentlich unter die Gestirne versetzt wurden. So geht man in den Sternhimmel ein, hies es da bei vornehmen Bösewichtern; so geht man in den Kalender ein — hies es späterhin bei vornehmen Dummköpfen.

Wolltest du lieber am Sternhimmel, oder im Heiligenkalender, prangen? — die Wahl hierunter ist dem, der auf sich hält, nicht schwer. „Ich mag, spricht dieser, weder in eurem Sternregister, noch in eurem Tageregister, stehen; mein Nahme fange an geschätzt zu wer-

den bei meinem Leben, werde weiter geschätzt bei der ersten und zweiten Nachwelt, und — wenn's sein kann, noch weiter, aber — blos durch den Nachlas meiner Werke, die für die Menschheit segnend sind! Hören diese auf, segnend zu werden, so müsse ich auch aufhören, genannt zu werden; lieber aber sehe ich's, daß durch die Zeit mein Nahme, als meine Werke, zerstört werden." — — —

Wie mag es aber wohl um die Feuerprobe stehen, welche die Emma ausgehalten hat? — Der Unglaube erklärt das ganze Faktum für ein Mährchen, der Aberglaube den letzten Theil davon für ein Wunder. Die ältere Geschichte ist iedoch von dergleichen Erzählungen in der That zu voll, als daß wir sie insgesamt für Erdichtungen halten könnten; der wunderbare Theil davon aber ist auf ieden Fall heiliger Betrug gewesen, weshalb dann auch, sobald man diesem auf die Spur kam, das ganze Feuerprobewesen ein Ende hatte. In ienen Zeiten der Finsternis war nehmlich für geschlossene Geselschaften von Betrügern iedes Volksblendwerk möglich, und so hatten dieienigen, welche das Urtheil der Feuerprobe aussprachen, hierdurch eins der fürchterlichsten Mittel mehr, über Schuld und Unschuld der Menschen zu schalten und zu walten.

Den wirklichen Verbrecher, dem sie wohl wollten, befreieten sie dadurch von der verdienten Strafe; hatten sie aber die Tugend, welche sie unterdrücken wollten, nur erst bis an die Feuerprobe gebracht, so war's um diese geschehen. Sie muste über wirklichglühende Eisen gehen, wenn iener über Eisen ging, die nur glühende Farbe hatten. Es ist zu glauben, daß selbst die Unschuldigen, welche man auf die leztere Art durchhalf, den wahren Zusammenhang davon nicht erfuren, um desto fester im Aberglauben bestärkt zu werden. Wäre es die Entdeckung des Priesterbetrugs nicht wirklich gewesen, welche die Feuerprobe abgebracht: so müsten wir doch wohl mit Recht fragen, warum sie nicht noch Statt hätte...

117.

Der Kirchenvater Epiphanius erzählt es getrost nach, daß, als der Prophet Elisa geboren worden, das goldene Kalb zu Silo so geblöckt, daß man es zu Jerusalem gehört, und daß der Hohepriester, als er deshalb die Steine seines Brust-

schilds befragt, erfaren, daß so eben der Mann geboren sei, der die Götzenbilder zerstören würde. — Was für Begriffe bekommt man von solchen alten Kirchenlehrern, wenn man so etwas hört? Wehe uns, wenn etwa viele Sätze des christlichen Lehrsistems aus ihrem Zeitalter herstammten! — —

Wer die Geschichte kennt, der weis auch, daß man von iedem grossen Manne fast gewisse Wunderzeichen hernach zu erzählen hatte, die sich bei seiner Geburt ereignet haben sollten. Unstreitig kam dis davon her, daß man glaubte, grosse Männer müsten auch gleich gros in die Welt treten, und die Vorsehung müsse sie gleich durch besondere Vorbedeutungen auf den Schauplatz führen. Man kann nicht leugnen, daß sich Spuren dieses Glaubens sogar in der heiligen Geschichte finden; so billig auch der aufgeklärte Verehrer der Religion über sie denkt, so thut's ihm doch allemal leid, wenn sie die Veranlassung dazu werden, daß auch in unsern Tagen noch bei Geburt der Kinder an Vorbedeutungen geglaubt wird. Das „was, meinst du, will aus dem Kindlein werden?“ geht ihm durch die Seele, so oft er es alsdann hören mus.

Es ereignen sich zu allen Zeiten besondere Umstände, ohne daß sie auf andere gleichzeitige

Ereignisse die geringste Beziehung haben. Man achtet nicht einmal auf sie; noch weniger kommt man auf den Einfall, ihnen Bezug auf diese zu geben. Warum sollen sich denn dergleichen besondere Umstände nicht auch zu der Zeit ereignen können, wenn ein Kind geboren wird? Warum achtet man aber alsdann mehr auf sie, als sonst, und wenn's wohl gar dieselben sind, die man sonst der Bemerkung gar nicht werth findet? Warum gibt man ihnen nun eine wichtige Beziehung auf die zugleich erfolgte Geburt eines Menschen, da man ihnen sonst gar keine Beziehung auf gleichzeitige Begebenheiten zugesteht, und wahrsagt wohl gar aus ihnen die künftige Bestimmung des Neugebornen? Gewis doch aus keiner andern Ursache, als weil man sie mit den Wünschen, welche man für das Kind hat, in Uebereinstimmung bringen kann, oder sie für seinen elterlichen Stolz schmeichelhaft findet; und so geht die Deutung solcher sogenanten Vorbedeutungen oft bis ins Lächerliche, wie sie ebenfals oft den Kindern schadet, die man hernach wider ihre natürliche Bestimmung bestimmt, oder durch Erzählung ihrer vorbedeuteten künftigen Grösse von aller wahren Grösse zurückhält.

Es gibt eine allgemeine gute Vorbedeutung bei Geburt der Kinder, ja; — aber doch nur

davon, daß aus ihnen etwas Rechts, Grosses und Edles werden könne. Diese besteht darin, wenn ihre Eltern wacker und wohlhabend zugleich sind. Als wohlhabende Eltern können sie auf ihre Kinder Viel verwenden; als wackere Eltern werden sie Alles auf sie wenden. Ob aber aus den Kindern etwas Rechts, Grosses und Edles werden werde, davon kann es bei ihrer Geburt keine Vorbedeutungen geben, weil diese nicht von äuserlichen Umständen gegeben werden können, sondern von den Kindern selbst gegeben werden müssen. Talente von Belang, die Ausbildungseifer zur Seite haben, deuten allein künftige rühmliche Grösse an; diese kann man aber keinem neugebornen Kinde in voraus ansehen. „Was, meinst du, will aus dem Kindlein werden" — iedem Vater, ieder Mutter, die so fragen, müsse man antworten — „das mus sich erst zeigen; noch ist's eine blosse sich bewegende Fleischmasse." Und — wenn im Augenblick der Geburt die Bibel vom Schranke fiele, oder die Thurmglocke von selbst lautete, müsse man ihnen so antworten.

Das aber ist wahr — Talente von Belang zeigen sich bald, und Eifer sie auszubilden, desgleichen. Die guten Vorbedeutungen, welche

der Mensch selbst von sich gibt, erscheinen also in der That frühzeitig, nur nicht — bei seiner Geburt. So ist es, wenn die Eltern selbst nicht Beobachtungsgeist genug haben, der erste Lehrer oft, der dann die Frage an sie thut — was, meint ihr, will aus eurem Sohne werden? Und — auf so etwas lässet sich dann trauen und bauen. — —

Der heilige Ephiphanius konnte also sein Mährchen vom Elisa für sich behalten, und sich im Stillen daran ergötzen, wenn er es so schön fand. Wir lesen wohl besser, wie Elia darauf gekommen, den Sohn Saphats zu seinem Nachfolger zu bestimmen. Nicht das goldene Kalb zu Silo, das bei der Geburt des Elisa bis gen Jerusalem geblöckt haben soll, bewegte ihn dazu, sondern der Herr, der zu ihm sprach — Gehe hin, und salbe Elisa, den Sohn Saphats, zum Propheten an deiner Statt. Dis klingt doch wenigstens weit anständiger. Das Abentheuerlichste bei der ganzen gerühmten Vorbedeutung ist, daß es dem Elisa nie eingefallen, das goldene Kalb Jerobeams, das bei seiner Geburt schon Ach und Weh über ihm geschrieen haben soll, zu zerstören. Hieran hatte Epiphanius vermuthlich nicht gedacht; hieran hätte er aber denken sollen.

118.

Ursin, ein berühmter Gottesgelehrter des sechzehnten Jahrhunderts, lies über seine Stubenthür die Aufschrift setzen — „Entweder geh' gleich wieder weg, oder mache deine Sache in drei Worten mit mir ab, oder komm blos, um mit mir zu arbeiten.“ Vor ihm hatten schon mehrere Gelehrte etwas Aehnliches gethan, und es ist kein Zweifel, daß auch nach ihm Viele desgleichen gethan haben werden.

Wahr ist's, daß es dem Gelehrten unangenehm sein müsse, zu ieder Zeit von Jedem, der will, sich besuchen zu lassen. Es gibt so viel vornehme und reiche Müssiggänger, die nicht wissen, was sie mit ihrer Zeit anfangen sollen, und die, wenn sie auch selbst die ungelehrtesten Menschen sind, doch dadurch in den Ruf der Gelehrsamkeit zu kommen hoffen, wenn sie die Gelehrten überlaufen. Ebenso liegt es auch vielen Reisenden blos daran, daß sie, wenn sie wieder nach Hause kommen, sagen können, sie hätten den gelehrten U. oder X. zu Y. oder Z. gesehen und gesprochen.

Gibt es denn aber kein anderes Mittel, sich solcher unnützen und blos die Zeit versplitternden Besuche zu entledigen, als — das Aufschriftsspiel an der Stubenthür? Nicht zu gedenken, daß auch mancher Gelehrte dieses Spiel wohl ohne Noth getrieben haben möge.

In diesem Falle war nun freilich Ursin nicht; indessen konnte er doch seinem Studireifer auf eine höflichere Weise Genüge thun, als so. Wer hätte es iedem wackern Fremden verdenken können, wenn er so, wie er die Aufschrift der Thür gelesen, zurückgegangen wäre, den Ursin ungesprochen und ungesehen gelassen, und zu Hause einst gesagt hätte, daß Ursin bei aller seiner Gelehrsamkeit ein ungebildeter Mann sein müsse? Der wahre Gelehrte weis die Fremden bald zu unterscheiden, und hat Achtung für dieienigen unter ihnen, welche wirkliche Achtung für ihn antreibt, seine persönliche Bekantschaft machen zu wollen. Für diese mus er immer Zeit haben, weil sie nicht immer Zeit für ihn haben. Es ist auch oft eine wahre Posse, das, was man ietzt denken oder schreiben wollte, nicht um eine Viertelstunde später denken und schreiben zu können. Hernach tritt man wohl stundenlang ans Fenster, oder raucht eine Pfei-

se, und geht dabei gedankenlos in der Stube umher.

Sas vollends Ursin immer in dem Zimmer, dessen Thür iene Aufschrift hatte, so ist ieder Gelehrte noch weit mehr vor seinem Beispiele zu warnen. Auch der höchste Eifer für die Wissenschaften mus nicht Geselschaftshas einflössen. Ist denn der Gelehrte blos Gelehrter für sich? Will er dis wirklich sein, was ist zwischen ihm und einem Reichen, der der ärgste Getzhals ist, weiter für ein Unterschied, als daß er, statt, wie dieser sein Geld blos für sich zu haben, seine Kentnisse blos für sich hat? Strebt der Gelehrte aber nach Gemeinnützigkeit, so schlägt er einen ganz falschen Weg ein, wenn er sich von der Geselschaft entfernt. Er schreibe, so viel er wolle, so schreibt er doch nur das, was er sich selbst abfragt; geht er aber unter Menschen, so fragen ihm auch diese ab, was sie für sich brauchen. Er selbst kommt im Nachdenken über die wichtigsten Gegenstände weiter, wenn er die Einwendungen Anderer gegen seine Meinung hört, und widerlegen mus.

Die traurigste Folge davon aber, wenn die Gelehrten sich vor Menschen versperren, ist, daß

sie nach und nach alle Leutseligkeit verliehren. Nur immer mit sich umgehend, verlangen sie, daß Jeder so sein solle, wie sie, iede menschliche Schwachheit, die sie nicht an sich haben, ist in ihren Augen unverzeihlich; Widerspruch, und wenn es auch der gegründeteste und sanfteste zugleich ist, findet keine Huld bei ihnen; theilnehmen und theilgeben werden Wörter, die man im Wörterbuche ihres Lebens vergeblich sucht. Wie? ist dis die Wirkung, welche die Gelehrsamkeit auf dieienigen haben soll, welche sie besitzen? So möchte man warlich sagen — was hilft's dem Menschen, wenn er die ganze Welt der Erkentnis gewinnt, und nimmt dabei Schaden an seiner Herzensgüte...

Der Gelehrte lerne doch vom Kaufmanne, vom Handelsmanne, ia, von seinem eigentlichen Gegenfüsler, dem blossen schlichten Taglöhner, seine Zeit eintheilen; so ist ihm und der Welt geholfen. Er wird alsdann seinen Studireifer befridigen können, ohne ungesellschaftlich zu werden, und wird gesellschaftlich sein können, ohne seinen Studireifer unbefridigt lassen zu müssen. Hat nicht der Tag zwölf Stunden? — so kann man ihn auch fragen; und es steht am Ende bei ihm, in welcher Stunde er für Jeden

sprechbar sein will. Diese Stunde mache er bekannt; so richtet sich gewis die ganze ihn zu sprechen verlangende Welt darnach. Allenfals schreibe er sie an seine Stubenthür; so ist dis doch eine höflichere Aufschrift, als die ursinsche.

119.

Wenn die römischen Mütter ihre kleinen Kinder nicht bändigen konnten, so droheten sie ihnen, daß der Manducus kommen und sie fressen würde. Eigentlich wurden so gewisse Marionetten genannt, deren man sich bei Lustspielen und andern öffentlichen Spielen bediente, und die sehr dicke Backen, einen grossen offenen Mund und lange Zähne hatten, mit welchen sie schrecklich knirschten. Die Kinder fürchteten sich vor ihrem Anblick sehr; was brauchte es weiter, um sie auch zu Hause mit dem Manducus in Gehorsam zu erhalten? Wer sieht aber auch nicht hier, daß die Welt immer war, wie sie ist, und daß sie noch sei, wie sie immer war?

Es ist freilich nicht der Mühe werth, alle die Schreckbilder aufzusuchen, mit welchen ietzt noch deutsche Mütter und Kinderwärterinnen die Kinder gehorsam zu machen suchen; — vieleicht wäre der Reihen vom Wärwolf an bis zum heiligen Christ unübersehbar — wohl aber verlohnt sich's der Mühe, Betrachtungen darüber anzustellen, daß es doch endlich

einmal Zeit sei, solchen Erziehungsunfug abzuschaffen.

Sogar die Gesundheit der Kinder ist dabei den grössesten Gefaren ausgesezt; besonders, wenn man das Unwesen so weit treibt, daß man die Schreckbilder wirklich erscheinen lässet. Man hat Beispiele, daß Kinder auf der Stelle die Epilepsie hiervon bekamen; und, würde es immer gehörig untersucht, woher Menschen dieses jämmerlichste aller Leiden lebenslang tragen müssen, so würde sich's oft finden, daß eine Mummerei, welche eine treulose Kindermagd, oder wohl gar eine unvernünftige Mutter selbst, spielte, oder spielen lies, die Ursache davon war.

Ist dis aber auch nicht der Fall, so werden die Kinder doch wenigstens furchtsam dadurch gemacht. Dunkelheit und Einsamkeit werden nun die Zustände, vor denen sie zittern. Mag es immerhin sein, daß sie, wenn sie ganz zu Verstande kommen, über ihre gehabte Furcht davor lachen; wozu denn ihre Furcht davor bis dahin? Und — gibt's nicht wirklich Erwachsene genug, die lebenslang nicht gern allein, noch weniger im Finstern, sein mögen? Wie viel

verliehren diese Armen an Zufridenheit und Lebensgenüssen! Wie traurig aber, wenn blos ihre erste Erziehung hieran Schuld war!

Nichts ist endlich auch mehr gegen eine gute Sittenlehre, als wenn man nur aus Furcht gut ist. Wie unverzeihlich ist's also gehandelt, wenn man die Kinder schon dadurch gut und gehorsam machen will, daß man sie mit einem Schreckbilde bedrohet, es mag übrigens Manducus, oder Wehrwolf, oder Knecht Ruprecht, heissen! Kann man etwas Anderes davon erwarten, als daß diese hernach lebenslang blos aus Furcht vor Strafe das Böse unterlassen, und nie wahrer Tugend fähig werden werden?

„Wie soll man aber die Kinder bändigen, wenn man ihnen nicht drohen darf, daß sie der Manducus, oder der Wärwolf, fresse?" — So fragten die römischen Mütter; so fragten die deutschen Mütter. Doch will Juvenal, daß nur die römischen Bauermütter so gefragt hätten.

Wenn die Rede von Schlägen wäre, welche die Kinder bekommen müßten, so hätte es doch wenigstens den Schein, als wenn man sie den Thieren noch gleich achtete, welche durch

dergleichen nur zur Ordnung angehalten werden können; so aber ist ia schon die Rede von Vorstellungen, es mag nun die Vorstellung des Manducus, oder die des heiligen Christs, sein. Man erblickt und achtet also im Kinde schon den Menschen, oder ein Wesen, das sich durch Vorstellungen leiten lässet; warum will man nun aber dasselbe gerade durch grausenerregende Vorstellungen, durch Schreckbilder, leiten? Doch wohl nur — weil dis nach Schlägen die kurzabgemachteste Leitung ist...

Das sicherste Mittel, Kinder zu bändigen, oder vielmehr zu machen, daß man sie zu bändigen gar nicht nöthig habe, ist — daß man ihre natürliche Weichherzigkeit und Gutmüthigkeit zu erhalten suche. Alsdann bedarf es weder harter Strafmittel, noch schreckender Drohungen, gegen sie; sie hören auf sanfte Vorstellungen, und lassen sich durch gute Worte leiten. Weichherzig und gutmüthig aber erhält man sie, wenn man für ihre Gesundheit und Heiterkeit sorgt, nicht unaufhörlich ihnen befiehlt, nicht zu viel von ihnen fordert, sie fleissig im Schosse der Natur sein lässet, keine Thierquälerei, auch blos aus Unverstand nicht, ihnen verstattet, und sie von allem Umgange mit andern Kindern, die

eigensinnig und störrig sind, entfernt. Geschieht auch nur das letzte hiervon nicht, so ist's um ihren weichen Sinn bald gethan. Sobald doch aber Eltern mehrere Kinder haben, wozu dann überhaupt noch Umgang für sie mit fremden Kindern? sind sie sich unter einander selbst nicht Umgangs genug? — — Was für weit bessere Menschen werden einst solche Kinder, die durch sanfte Vorstellungen im Gehorsam erhalten werden, als dieienigen, welche man mit dem Mandücus, oder mit dem Riebezal, zu bändigen pflegt!

120.

Albrecht Dürer war ein ebenso vortreflicher Mahler, als Kupferstecher; nie aber befasste er sich mit üppigen und schlüpfrigen Vorstellungen, obgleich die Künstler seiner Zeit auf dieser Seite sehr ausschweiften.

Wer hat sittliches Gefühl — wer hat Gefühl für Ehre und Würde der Künste, und schäzt Dürern nicht hiefür erst ganz hoch? Alsdann ist der grosse Künstler erst wahrhaftig gros, wenn er seine Kunst nur an edlen und würdigen Gegenständen übt.

Man sagt es wohl, daß bei Beurtheilung des Künstlers, wie bei Beurtheilung des Gelehrten, die Frage nach seinem sittlichen Karakter auf die Seite gestellt werden müsse; wer wünscht aber nicht, ein Künstler ebenso den Menschen verehren zu können, als er im Menschen den Künstler verehren mus? Und — wenn die Künste zur sittlichen Bildung so viel beitragen sollen, an wem erwartet man mit Recht den stärksten Beweis hiervon zu sehen,

als an ihren ersten Meistern selbst? „Sei selbst edel, und habe nicht genug daran, daß deine Kunst es ist" — so etwas darf man also Jedem von diesen sagen.

Unter die unzweideutigsten Merkmale davon aber, daß ein Künstler auch ein sittlich-ausgebildeter Mensch sei, gehört es gewis, wenn er sich nie an unsittliche Arbeiten macht. Auf den entgegengesetzten Schlus, daß er, wenn er dis thut, ein unsittlicher Mensch sei, wollen wir deswegen nicht bestehen; es wäre dann, daß er dergleichen Arbeiten oft aus freier Wahl unternähme. Warum wählte er denn solche Gegenstände, wenn er nicht Geschmack an ihnen hätte? Mus der, welcher sich gern mit Läppereien abgibt, den Vorwurf als verdient hinnehmen, daß er läppisch sei: so darf der, welcher sich gern mit schmutzigen Gegenständen abgibt, sich nicht darüber beschweren, wenn man ihn in Verdacht nimmt, daß er eine schmutzige Seele habe. Dürer gab sich mit dergleichen Gegenständen nicht ab; denn er hatte keinen Geschmack an ihnen. Sein Leben bewies dieses, wie die Wahl seiner Arbeiten; er liebte das Vergnügen nach Künstlergebrauch, überschritt aber auch hierbei nie die Grenzen der Sittlichkeit. Man schliesse

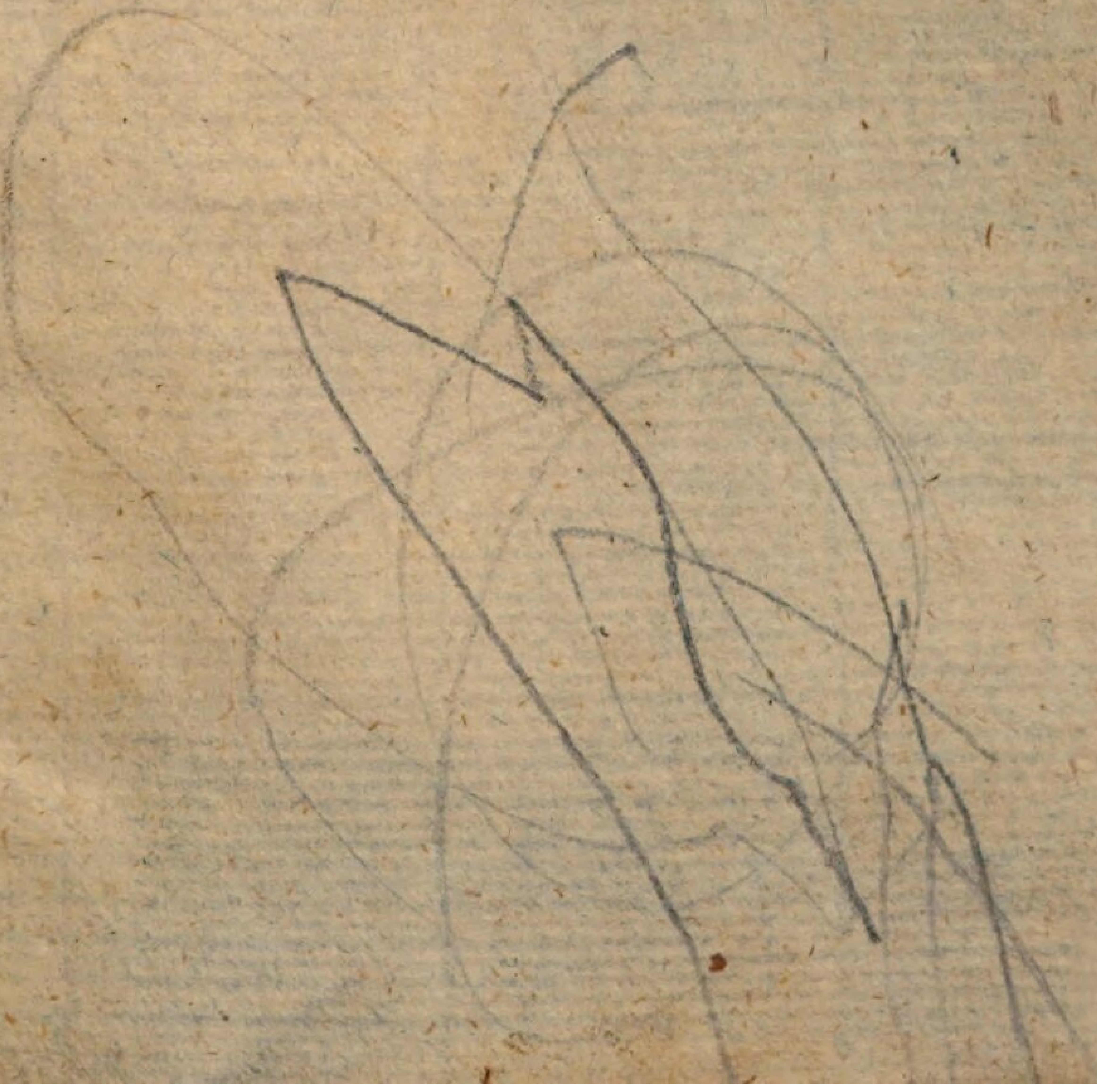
also immerhin auf den edlen Karakter eines jeden Künstlers, von dem man hört, daß er keine unedlen Gegenstände bearbeiten will. Hat man Gelegenheit hernach, ihn näher zu beobachten, so wird man finden, daß man sehr richtig geschlossen. Er hält so etwas, wie für unter seiner Kunst, so auch für unter sich selbst, und es ist, als spräche er — „sollte ich meine Zeit auf eine so unedle Weise hinbringen? sollte ich mich so lange mit Gedanken beschäftigen, vor denen mich ekelt? sollte ich thun, als wenn ich an Schlüpfrigkeiten, oder gar an Unflätereien, Wohlgefallen hätte?"

Wie nun der grosse Künstler Dürer durch die Wahl seiner Arbeiten seinen eigenen schönen sittlichen Karakter zeigte, und dadurch erst wahrhaftiggros ward: so hat er auch von seiner Wahl die Ehre, kein Werk hinterlassen zu haben, welches unsittliche Eindrücke auf Andere machte, und wird hierdurch noch wahrhaftiggrösser. Hier, hier ist's, wo sich oft die grössesten Meister vor's Herz schlagen sollten. Was hilft es, daß gesagt werde, in diesem Gemählde, in diesem Kupferstiche, in dieser Bildsäule ist die Kunst aufs höchste gebracht, wenn die Unschuld davor erröthen mus, das

Laster aber dabei volle Nahrung findet? Je mehr Kunst auf eine unnütze Posse verwendet wird, desto verächtlicher ist der Künstler; hierüber ist die ganze vernünftige Welt einig, und rathet dem Gaukler, seinen grossen Verstand auf etwas Klügeres anzuwenden. Wie vielmehr sollte nun auch so geschlossen werden — ie mehr Kunst auf eine verführerische Schilderung verwendet wird, desto verabscheuungswürdiger ist der Künstler. Er verkehrt den Zweck aller Künste, der in Veredlung der Menschheit besteht, und wirkt Verschlechterung. Gegen einen Kunstverständigen, der sich blos an seiner Kunst ergözt, und über das, woran er sie übte, wegsieht, werden neun und neunzig Unkenner sein Kunstwerk blos angaffen, um ihre schmutzige Seele daran zu laben. Möchten dergleichen schlüpfrige oder unflätige Werke doch blos den Augen der Künstler und Kunstverständigen ausgesetzt sein! Möchte man sie nicht auf den Sälen, Galerien und Kunstkabineten der Fürsten und Reichen mitten unter Werken erblicken, die das Gefühl für das Reinschöne, für das Grosse und Erhabene, ia wohl für die Religion selbst, wecken! Möchten sie am allerwenigsten an öffentlichen Orten stehen, wo sie gleichsam

noch den letzten Reitz zu den ärgsten Lüderlichkeiten daselbst geben zu sollen scheinen!

Künstler, wer du auch seist, arbeite nie für das Laster! Liefere uns blos Werke, welche die reinsten und edelsten Empfindungen durchs Auge ins Herz giessen! Dann bist du selbst ein Edler, und veredelst die Welt. Einen vollkommenen Meister nennen dich Alle, die es nicht nur mit der Kunst, sondern auch mit der Menschheit, besonders mit der jüngeren Menschheit, gut meinen, und eine heilige Unsterblichkeit reicht dir am Grabe den Kranz.

Ende des zweiten Theils.

Staatl. Bibliothek
Regensburg
KREISBIBLIOTHEK
REGENSBURG